Zeitschrift: Jahrbuch der Sekundarlehrerkonferenz des Kantons Zürich
Herausgeber: Sekundarlehrerkonferenz des Kantons Zürich
Band: - (1907)
Heft: 3

Artikel: Entwurf eines Geschichtslehrmittels für zürch. Sekundarschulen
Autor: [s.n.]
Kapitel: Leseteil
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-819495

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 29.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Entwurf eines Geschichtslehrmittels für zürch. Sekundarschulen

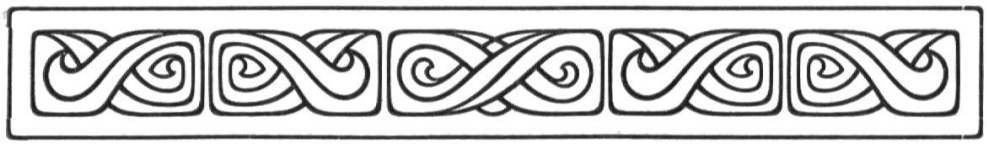
I. Klasse

LESETEIL

(Vorschläge zur Auswahl.)

Bearbeitet von:

H. Sulzer,	Sekundarlehrer,	Zürich III
R. Wirz,	„	Winterthur
Dr. H. Gubler,	„	Zürich III
J. Stelzer,	„	Meilen



Zu A und B. Bearbeiter: *H. Sulzer,* Zürich III.

1. Judenverfolgungen im Mittelalter.

Infolge der Unreinlichkeit und des Mangel an guten Wasserversorgungen und Kanalisationen, brachen in den mittelalterlichen Städten oft schreckliche Seuchen aus, welche die Menschen zu Hunderten dahinrafften, ohne daß man irgendwelches Mittel zur Abwehr gehabt hätte. Auch die Ursachen dieser verheerenden Krankheiten kannte man nicht, und abergläubisch und unwissend wie das Volk war, glaubte es, die Brunnen seien vergiftet worden, und bezichtigte oft die Juden dieser boshaften Tat. Mit Wut warf es sich auf sie. In den Jahren 1348—50 rauchten in allen Städten des Rheines und der Schweiz ja weit bis nach Mittel- und Norddeutschland hinein, riesige Scheiterhaufen, auf denen Juden als „Pestmacher" und „Brunnenvergifter" unschuldigerweise verbrannt wurden.

Überhaupt wurden die Israeliten im spätern Mittelalter bei jeder Gelegenheit verfolgt, gemartert, aus den Städten verjagt und ihrer Güter beraubt. Die Kreuzigung Christi wurde an ihnen vieltausendfach gerächt, und ihr beharrliches Festhalten an der Lehre Moses und der Propheten bildete ein stets neuer Verfolgungsgrund. Dazu kam aber noch die Tätigkeit der Juden als Geldverleiher, und mancher, der ihnen stark verschuldet war, befreite sich bei einer Judenhetze von lästiger Zahlungspflicht. Sehr oft genügte die blödsinnigste und offensichtlich erlogene Anschuldigung, um den Haß gegen die Israeliten zum hellen Aufruhr zu entfachen.

Im Jahre 1401 war in Dießenhofen ein Knabe getötet worden. Ein Reitknecht sagte aus, die Juden hätten die Tat angestiftet, und alsobald bemächtigte sich das Volk derselben. Ein Scheiterhaufen flammte, der das Signal zu weiteren Verfolgungen bildete. In Schaffhausen wurden drei Juden gräßlich gemartert und dann verbrannt. Laut schreiend und weinend folgten ihre Verwandten dem Richtwagen, und die Frauen riefen den Henkerknechten zu: „Ihr seid Mörder,

ihr tötet Unschuldige!“ Die Winterthurer bemächtigten sich gleichfalls der Juden ihrer Stadt und verbrannten 19 Männer und Frauen, während es dem Rate in Zürich gelang, die Bürgerschaft diesmal von einer Verfolgung abzuhalten.

Nach Öchsli Quellenbuch.

2. Werden und Wachsen der Städte.

Als die Alamannen unser Land eroberten, sanken die von den Römern gebauten Städte in Trümmer, und die Ansiedelungen die zwischen und neben den Ruinen entstanden, unterschieden sich nicht von den Dörfern und Weilern, die überall auf Hügeln und in Talgründen lagen. So gab es also eine Zeit, in der keine Städte waren. Dagegen unterschieden sich die Orte mit Königsburgen (Pfalzen), Bischofskirchen und Klöstern, die Wohnsitze der großen Grundherren bald von den übrigen Dörfern. Hier tauschten die Untertanen ihre überflüssigen Landesprodukte gegen andere Erzeugnisse um, und hieher kamen auch die reisenden Kaufleute, die mit ihren Waren im Lande umherzogen, bald hier bald dort waren, und nirgends bleibend wohnten.

Um sie an feste Wohnsitze zu gewöhnen und sie und ihre Waren in beständiger Nähe zu haben, wurden Märkte gegründet. Der König verlieh das Marktrecht, mit dem er die königlichen Rechte der Münzprägung, des Zolles und der Bestimmung von Maß und Gewicht verband, einem bestimmten Ort. Das Marktrecht gehörte darum immer demjenigen Herrn, der die Herrschaft über den Marktort besaß. Um den Marktplatz herum, denn nur auf diesem durfte gehandelt werden, entstanden jetzt die Verkaufsbuden, die Häuser der Krämer.

Hier schwand der Unterschied der Stände. Ob frei oder leibeigen, das war gleich, ein jeder durfte auf dem Markte kaufen oder verkaufen, und es wurde von den ansäßigen Kaufleuten nur eine geringe Steuer erhoben.

Eine andere Änderung vollzog sich auch auf dem Gute des Grafen oder Grundherrn. Er gewährte seinen leibeigenen Handwerkern das Recht zu kaufen oder zu verkaufen. Wie die jetzigen Fabrikbesitzer hatte nämlich auch der Grundherr des Mittelalters die Rohstoffe für seine Handwerker selbst gekauft und den Verkauf der fabrizierten Dinge besorgt. Jetzt aber durften dies die Handwerker selber tun, sie wurden un-

abhängiger. Zu den Bauern, die den mit Marktrecht versehenen Ort bewohnten, zu den Kaufleuten, welche hinzugezogen waren, gesellte sich jetzt eine dritte Bevölkerungsklasse, die einst leibeigenen Handwerker des gräflichen oder königlichen Gutes. Zusammen bildeten sie die Bürgerschaft, erstellten gemeinsam die Befestigung des Ortes und besorgten den Wachtdienst. Einige angesehene Bürger wurden mit der Aufsicht über den Markt, die Befestigung, die Stadtwache, die Allmende, die Brunnen, Straßen und Wege betraut, und indem ihre Befugnisse sich fortwährend vergrößerten, wurden die Verordneten zum städtischen Rat, das Marktrecht zum Stadtgesetz, die Abgaben der Kaufleute und Stadtbewohner zur städtischen Steuer, die Marktbuße zur Stadtbuße.

Aus den Städten zogen Könige, Fürsten, Bischöfe und Grafen große Vorteile. Sowohl als Festung und Zufluchtsort für die Landbewohner, als auch durch eine rasch versammelte wehrhafte Bürgerschaft, leistete die Stadt gute Dienste, und jedes Herrschergeschlecht suchte daher seine Macht durch Städte zu vergrößern. Nicht nur Dörfer und für den Handel gut gelegene Weiler, sondern auch ganz unbewohnte Gegenden wurden Stadtgebiet. Man bezeichnete einen Platz, teilte ihn in Hofstätten (Bauplätze) ein, und gewährte denjenigen, die hier Häuser bauten, die Rechte der Stadtbürger. So wurde Freiburg gegründet (1176), so auch Bern genau hundert Jahre vor dem ersten Schweizerbund durch die Herzöge von Zähringen (1191). Im Kanton Zürich haben die Grafen von Kiburg Winterthur zur Stadt erhoben (1264), auch Glanzenberg, Regensberg, Eglisau, Bülach, Elgg, Greifensee und Grüningen sind durch Fürstengunst Städtchen geworden. Zürich besaß schon 999 den Markt, dessen Aufsicht seit der Mitte des 11. Jahrhunderts der Äbtissin des Fraumünsters zukam, seit der Bildung eines städtischen Rates 1225 allmählich an die Bürgerschaft überging.

Um die Städte recht stark zu machen, wurden Leibeigene und Hörige der Landschaft in diese gelockt; sie kamen gerne, denn „Stadtluft macht frei.“ So wanderten aus dem offenen Lande viele Bauern in die Städte. Sie oder ihre Söhne lernten dort ein Handwerk und besorgten daneben noch ein kleines Bauernwesen. Zwischen der reichen, vornehmen adeligen Welt und den ärmer werdenden Bauern bildete sich ein freier Mittelstand städtischer Handwerker.

Aber obwohl frei, hatten die Handwerker zur Regierung der Stadt nichts zu sagen. Sie durften steuern, die Stadt bewachen und in den Krieg ziehen; die Regierung dagegen besorgten die vornehmen adeligen Familien: es war die aristokratische Regierungsweise. Je zahlreicher jedoch die Handwerker wurden, und je mehr ihr Wohlstand wuchs, umsomehr erwachte in ihnen die Lust mitzuregieren. Sie fingen an, Vereine, Zünfte, zu bilden, in welchen alle Handwerker mit dem gleichen Beruf beisammen waren. Sie trafen Vereinbarungen über Lohn, Arbeitszeit, über die Arbeit selber usw.; aber sie begegneten bereits dem Widerstand der Regierenden, welche diese Rechte für sich beanspruchten. Die Zünfte wurden verboten; wer eine solche gründen würde, dem sollte sein bestes Haus niedergerissen, er selbst aus der Stadt verbannt werden. Aber in zahlreichen blutigen Kämpfen (Rudolf Brun in Zürich) brachten es die Handwerker doch fertig, daß sie Zünfte bilden durften, und daß an vielen Orten die Zunftmeister Mitglieder der Räte waren, z. B. in Zürich, Basel, St. Gallen, Schaffhausen. Das waren demokratisch regierte Städte, weil hier das ganze Volk an der Regierung teilnahm und nicht nur die vornehmen Geschlechter.

Nach den Zunftkämpfen blieb die Entwicklung der Städte nicht stehen. Von den Königen hatten Stadtgemeinden auch das Recht erworben, wie freie Fürsten Güter und Länder zu kaufen und zu regieren, d. h. die Gerichtsbarkeit auszuüben, Steuern zu erheben und zum Kriege aufzubieten. Davon machten besonders die Schweizerstädte sehr ausgiebigen Gebrauch. Zürich kaufte fast das ganze Gebiet des jetzigen Kantons zusammen. Bern machte große Eroberungen; Luzern, Freiburg, Solothurn, Basel, Schaffhausen, sie alle erwarben durch Geld und Waffentat nach und nach die Güter der Adeligen, die vordem ihre Feinde gewesen. Größere Städte kauften kleinere, wie Zürich Winterthur, und verhinderten dadurch deren Größerwerden; nur die Kirche und die reichen Fürsten konnten an Ländergier noch mit den Städten wetteifern. Die einzige Verpflichtung, die die Reichsstädte jetzt noch gegen den Kaiser hatten, war die Stellung einer Kriegerzahl; während aber die schweizerischen Städte durch die Siege der Eidgenossen von dieser Verpflichtung frei wurden, kauften sich zahlreiche deutsche Städte durch jährliche Tribute davon los. Wie die Stadt strengere Gesetze für sich selbst anwendete, so suchte

sie auch neue gesetzliche Vorschriften (Mandate) auf der Landschaft einzuführen, gegen welche sich dann das Landvolk mit Leib und Seele wehrte, so im Waldmannhandel in Zürich und im Twingherrenstreit in Bern. Sulzer.

3. Wie man im Mittelalter strafte.

Bis in das vorige Jahrhundert wendete man gegen Verbrecher grausame Strafen an, und suchte durch die Folter Geständnisse zu erpressen. Kaiser Karl der V., der von 1519—1556 in Deutschland und Spanien regierte, erließ ein Gesetzbuch, das die Strafen für alle Verbrechen vorschrieb, und eine Verbesserung des Rechtswesens gegen früher sein sollte. Man nannte dieses Gesetzbuch „Carolina“ oder „Kaiser Karls V. und des heiligen Römischen Reiches peinliche Gerichtsordnung“, und es fand bald so weite Verbreitung, daß man auch in der Schweiz nach diesem Buche zu strafen begann. Besonders eifrig wurde es im deutschen Bauernkrieg von 1525 und auch später im schweizerischen Bauernkriege angewendet, und enthielt folgende Strafarten: „Mit dem Feuer, mit dem Wasser, mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gestraft werden“; „durch seinen ganzen Leib zu vier Stücken zerschnitten und zerhauen, und sollen solche Vierteile auf gemeine vier Wegstraßen öffentlich gehangen und gesteckt werden“; „mit dem Rade durch Zerbrechen der Glieder vom Leben zum Tode gerichtet und nachher öffentlich auf das Rad gelegt“; „an den Galgen mit Strang oder Ketten vom Leben zum Tode gerichtet“. Teils in Verbindung mit der Todesstrafe, teils ohne sie wurden grausame Körperstrafen angewendet. So sollte der zum Tode Verurteilte auf einem Wagen zur Richtstatt geführt und sein Leib mit glühenden Zangen gezwickt werden; andere sollten öffentlich an den Pranger oder in das Halseisen gestellt, der Zunge beraubt und des Landes verwiesen werden. Das Abschneiden der Ohren, die Rutenstrafe, und die Landesverweisung auch für Bürger, waren wieder solch barbarische Strafen. Meineidige wurden des Landes verwiesen, nachdem man ihnen die Schwörfinger der rechten Hand abgehackt hatte usw. Dagegen sollte es von nun an verboten sein, ehrbare Personen ohne genügend Schuldbeweise zu verhaften, und das Vermögen des Hingerichteten der Witwe und den Kindern wegzunehmen.

Nach Richter Quellenbuch.

4. Die Scholastik.

Die mittelalterliche Scholastik machte sich zur Aufgabe, die kirchlichen Glaubenssätze in Übereinstimmung mit den von dem berühmtesten Weisen des Altertums, Aristoteles, aufgestellten Denkgesetzen zu bringen, die Vereinigung von Wissenschaft und Glauben herbeizuführen und dadurch der Irrlehre und Ketzerei den Weg zu versperren. Aber durch die Spitzfindigkeit ihrer Erklärungen konnte sie weder den Verstand bilden, noch das Gemüt erwärmen. Wenn die gelehrten Männer jahrelang um Fragen stritten, wie z. B.: „Kann Gott etwas Geschehenes völlig ungeschehen machen, z. B. aus einem Mörder einen rechtschaffenen Mann, der noch niemand etwas zu Leide getan?“, oder: „Warum hat Adam im Paradies von einem Apfel gegessen, und nicht von einer Birne?“, oder: „Wo fängt ein Haufen an?“, oder: „Wie viele Engel haben Platz auf einer Nadelspitze?“, oder: „In welcher Sprache hat die Schlange zu Eva geredet?“, oder: Konnte Christus auch in Gestalt einer Frau, eines Kürbisses oder eines Esels erscheinen, und wie hätte er dann die Welt von der Sünde befreit?“ u. s. w., so mußte es jedem Menschen mit fünf gesunden Sinnen einfallen, daß solche Streitigkeiten lächerlich, eine solche Wissenschaft dumm und unnütz und darum schädlich sei.

So begreifen wir auch, daß die Gegner der Kirche und ihrer Wissenschaft, der Scholastik, gerade aus den Kreisen der gebildeten Leute, den Sängern und Dichtern hervorgingen, und die Gebildeten aller Orten sich später lebhaft der Reformation zuwandten. Nach Becker und Scherr.

5. Kirchliche Zustände vor der Reformation.

Auf dem päpstlichen Stuhle saßen gegen Ende des 15. Jahrhunderts einige persönlich verächtliche, sittenlose Menschen. Unter Papst Alexander VI. 1492—1503 kamen am päpstlichen Hofe Mord und Vergiftungen vor. Für Papst Julius II. (1503 bis 1513) kämpften die Eidgenossen in der Lombardei, und in seinen Händen zerfloß das Geld in nichts. Allerdings verwendete er große Summen für den Bau der Peterskirche, und heute noch bewahrt das Landesmuseum kostbare Geschenke, welcher dieser Papst den Eidgenossen als Verteidigern der Kirche Christi gemacht hat. Aber das Geld, das die Päpste

zur Entfaltung königlicher Pracht und zu Eroberungskriegen brauchten, mußte doch vom Volke zusammengesteuert werden, und das üppige Leben am römischen Hofe wurde von Kardinälen und Bischöfen nachgeahmt. Dies hatte auch wieder auf die Geistlichen einen schlimmen Einfluß. Sie vernachlässigten das Studium und hielten sich nicht mehr an die strengen Vorschriften der Kirche. Besonders oft wurde das Gebot der Ehelosigkeit der Priester übertreten. Manche Geistliche begegnen uns als Trunkenbolde, Spieler und Händelsucher. Bischöfe mußten ihnen verbieten, Kirchengeräte in Wirtschaften zu versetzen, bei Zechgelagen wüste Reden zu führen u. a. m.

Schlimm stand es in vielen Klöstern. Unter den achtzehn Stiften und Klöstern des Kantons Zürich war keines, das nicht mehr oder weniger Grund zu Klage geboten hätte. Abt Stämpfli in Kappel war ein starker Weintrinker; einer seiner Nachfolger, Ulrich Trinkler, hat sich selbst das Leben genommen, und durch seine Verschwendung und üppigen Lebenswandel das Kloster in Schulden gestürzt. Im Kloster Beerenberg bei Wülflingen mußten die Mönche gefangen gesetzt werden, weil sie mit den Kirchenzierden fortziehen wollten, nachdem das Klostergut vertrunken und verwürfelt war. Die Chorherren auf dem Heiligenberg bei Winterthur, sonst eine sehr anständige Gesellschaft, mußten wegen Vernachlässigung des Gottesdienstes und unpriesterlichem Lebenswandel gemahnt werden. Der Embracher Chorherr Felix Schwarzmurer zog als Reisläufer in die Mailänderkriege; wegen Übertretung der Ehelosigkeit wurden in dem gleichen Stift 1495 der Vorsteher (Propst) und vier Chorherren empfindlich gebüßt. Auch in den Frauenklöstern ließen Anstand und gute Sitte manchmal viel zu wünschen übrig. In St. Gallen, wo zu gewissen Zeiten weder Abt noch Mönche schreiben konnten, fanden italienische Gelehrte die kostbaren, alten Klosterbücher in einem dunklen Gewölbe zu Haufen geworfen und in verschiedenen wertvollen Schriften früherer Mönche sind ganze Seiten ausgekratzt und mit wertlosen Heiligengeschichten neu überschrieben.

Traurig war es, wie das fromme Volk zum Aberglauben erzogen ward. Die Regierung von Uri ließ sich einmal den Arm des heiligen Magnus von St. Gallen bringen und führte ihn in feierlicher Prozession durch das Land, um die Enger-

linge zu vertreiben. — Ein Bürger von Bern hatte in Lyon um teures Geld den Schädel der heiligen Anna erworben, und seiner Vaterstadt zum Geschenk gemacht. Schon hoffte man auf Wunder und Zeichen, welche diese Reliquie geben würde, als man erfahren mußte, daß es ein gewöhnlicher Schädel sei, den ein Spitzbube in Lyon gestohlen hatte.

Besonders kraß zeigte sich die Verderbnis der Kirche im Kurtisanenwesen und Ablaßhandel. Der Papst beanspruchte als Herr der Kirche das Recht, alle Pfarrstellen zu besetzen. Um Geld erhielten in Rom auch solche, die nicht Priester waren, z. B. Soldaten der päpstlichen Leibwache, eine schriftliche Urkunde, die ihnen eine bestimmte Pfarrstelle anwies. Mit diesem Schreiben versehen, begaben sie sich an den betreffenden Ort, und verlangten die Besoldung des Pfarrers oder eine Entschädigung dafür. Dies kam so häufig vor, daß die Tagsatzung 1520 den Beschluß faßte, solche „römischen Buben künftig in einen Sak zu stecken und zu ertränken“.

Mit der Sündenvergebung machte die katholische Kirche ein glänzendes Geschäft. Der Priester hat nämlich das Recht, für Sünden. die ihm gebeichtet werden, gegen Diktierung einer Buße Erlaß der himmlischen Strafe, Absolution, zu gewähren. Im Jahre 1300 hatte nun Papst Bonifacius VIII. allen Christen, die in diesem Jahre Rom besuchen würden, vollständige Sündenvergebung versprochen, und bestimmt, daß dies alle 100 Jahre stattfinden solle. Ein solches Jahr nannte man Jubeljahr, und es brachte Rom so viel Geld ein, daß man später alle 25 Jahre ein solches abhielt. Gleichzeitig schickte Rom Priester aus, die denjenigen, welche nicht nach Rom reisen konnten, um den dritten Teil der Kosten einer Romreise Ablaß erteilten.

Im Jahre 1517 bereisten wieder Ablaßpriester Deutschland und die Schweiz. Sie betrieben ihr Geschäft ganz handwerksmäßig. Für Mord, Diebstahl, Meineid, Lüge, Verrat, für alles wurde Ablaß gegen Geld erteilt. Auch die Sünden der Verstorbenen konnten mit Geld gesühnt werden. „Wenn das Geld im Kasten klingt, die Seele in den Himmel springt“, predigte der Ablaßkrämer Tetzel in Deutschland, und machte reichen Gewinn. In der Schweiz besaß der Ablaßhändler Samson riesigen Zulauf. Er behauptete, die erlösten Seelen aus der Hölle zum Himmel fliegen zu seh'n; als er aber nach Baden kam, stieg ein Witzbold auf den

Kirchturm, und schüttelte unter dem Rufe: „Sehet sie fliegen!“ die Federn eines Kopfkissens aus. Verschiedene Städte, unter ihnen Zürich, verschlossen ihm ihre Tore. Sulzer.

6. Aus Embracher-Offnungen.

Mitten im Dorfe Embrach lag vor der Reformation ein Chorherrenstift, dessen Gründung in die frühesten Anfänge der zürcherischen Geschichte zurückreicht. An der Spitze der Chorherren stand ein Propst, und viele Söhne der Adeligen unseres heutigen Kantons ließen sich als Chorherren in das Stift aufnehmen; denn diese Pfründen waren begehrt, weil weltliche Chorherren hochangesehen waren, und ein freieres Leben führen durften als die Mönche. — Das Stift besaß neben vielen Gütern auch die niedere Gerichtsbarkeit in Embrach, Hegi, Berg a. Irchel und Breite bei Bassersdorf, dazu gehörten noch viele vereinzelte Höfe in das Embrachergericht. Aus den Offnungen dieser Dörfer erhalten wir getreuen Einblick in das mittelalterliche Dorfleben.

Das Embracher Klostergebiet zerfiel in vier Teile oder Quarten, nämlich: in die Kirchgemeinde Embrach, und in die Gegenden zwischen Töß und Thur, Töß und Glatt und Glatt und Limmat. Jede dieser vier Quarten wählte drei Richter und an der Spitze des Ganzen stand der Propst oder sein Gutsverwalter, der Amtmann. Diese Richter traten an Stelle der Gotteshausleute zum Mai- und Herbstgerichte zusammen; doch war es jedem Gotteshausmann erlaubt, ebenfalls am Gerichte teilzunehmen, und manchmal wurden sie dazu besonders eingeladen. Zu den Mai- und Herbstgerichten hatte der Probst auch den Inhaber der hohen Gerichtsbarkeit, den Landvogt von Kyburg, einzuladen. Dieser erschien mit zwei Begleitern zu Pferd, dem Falken auf dem Lederhandschuh, einem Hühnerhund und zwei Windhunden. Den Hunden hatte der Propst je ein Brot, dem Falken ein altes Huhn, dem Vogt und seinen Trabanten Speise und Trank zu verabfolgen, während der Klostermeier, der den Kehlhof* zu Embrach zu Lehen besaß, für den Unterhalt der Pferde zu sorgen hatte. Fehlte ein Richter, so zahlte er dem Propst drei Schilling Buße; an seine Stelle wählte der Propst aus den anwesenden

* Meier und Keller waren Beamte des Stiftes und wohnten auf großen Bauerngütern, die Meier- oder Kehlhöfe hießen.

Gotteshausleuten einen andern. Darauf wurden die Richter beeidigt. Sie mußten schwören, unparteiisch zu richten, und vom Gotteshaus, dem Propst und den Chorherren jeden Schaden zu wenden; denn wer das Stift schädigte, der zahlte die Buße für Landfriedensbruch, zudem ward ihm mit päpstlichem Banne gedroht. Die Anwesenheit des Landvogtes von Kyburg auf dem Gerichte zu Embrach war schon deshalb notwendig, weil der Propst nur bis auf 9 Schilling büßen durfte; bei schwereren Vergehen hatte er den Richterstab dem Landvogt oder dessen Stellvertreter zu übergeben, der dann mit den gleichen Richtern das Urteil fällte. Nachdem das Gericht vollständig bestellt war, wurde die Offnung verlesen, offenbar gemacht, geoffnet: daher der Name für diese Dorfgesetze. Die Beschlüsse hatten die Richter nach ihrer Heimkehr den Genossen ihrer Quart mitzuteilen.

Wie Embrach, so hatten auch Hegi, Berg und Breite wieder ihre besonderen Mai- und Herbstgerichte. In Berg erschien neben dem Propst der Schloßherr von Hohen-Teufen auf dem Gericht, in Breite besaß die Zürcher Bürgerfamilie Schwend, deren Schloß die Moosburg bei Effretikon war, richterliche Rechte.

Wir lernen die Verhältnisse dieser Dörfer am besten kennen, wenn wir der Embracheroffnung folgen, welche im Jahre 1518 aufgezeichnet wurde, in ihrem Inhalt aber in viel frühere Zeit zurückgeht; denn diese Offnungen wurden Jahrhunderte lang stets gleich gehandhabt.

Die Kirche, der Friedhof und die Häuser der Chorherren zu Embrach waren von einer Mauer eingeschlossen, und dieses eingefriedete Gebiet war ein Asyl. Kein Flüchtling, der hieher geflohen, durfte mehr verfolgt werden, kein Ding, das er in dieses gerettet hatte, von andern weggenommen werden. Nur Mörder und Kirchenschänder und Geächtete waren von diesem Asyl ausgeschlossen, und mußten vom Propst ausgeliefert werden, in allem andern besaß hier der Propst allein das Recht zu strafen. Ebenso erstreckte sich das Strafrecht des Propstes auf alle Vergehen, welche auf dem Kirchweg begangen wurden.

Als Zeichen der Abhängigkeit hatten alle Gotteshausleute von Embrach dem Propst jährlich ein Huhn zu schenken (Fastnachthühner) und einen Tag Frondienst zu leisten. Heiratete ein Angehöriger des Stiftes eine Angehörige eines andern

Herrn, so wurde er gebüßt. Die Gotteshausleute von Breite durften aber wegen dieses Fehlers nur dann gebüßt werden, wenn sie das in der Offnung genau beschriebene Gemeinde gebiet übertraten.

Aus den Rechten, welche ein Vogt in Embrach besaß, erwähnen wir folgendes: Jeder Mann, der in das Embracher Gericht gehörte, hatte dem Vogte ein Fastnachthuhn zu geben, der Vogt dagegen die Verpflichtung, jedem der in Embrach ein Haus bauen wollte, aus dem Gemeindewald das Holz (eine Ufrichti) zu verabfolgen. Wer in Embrach Brot verkaufen wollte, zahlte dem Vogte jährlich 18 Pfennig, und wer Wein ausschenken wollte, zahlte dem Wirt zu Embrach von jedem Saum vier Pfennig Abgabe. Die Gemeinde besaß das Recht, vier Dorfmeier zu wählen. Sie hatten die Verwaltung zu besorgen, über Wald und Flur Aufsicht zu üben, bei kleinern Streitigkeiten zwischen Einwohnern des Dorfes unparteiisch Recht zu sprechen, und bei Sachen, die sie nicht allein entscheiden konnten, die Gemeinde einzuberufen, die dann durch Stimmenmehrheit entschied. Wie die Dorfmeier, so hatte auch der von der Gemeinde gewählte Förster dem Propste eidlich zu geloben, jeden Schaden von den Gütern des Stiftes zu wenden, und Frevler anzuzeigen.

Nach einer älteren Offnung von Embrach war der Vogt Inhaber eines Rebberges, des „künges wingarten“, des Königs Weingarten, genannt. Jeder, der in Embrach ein Haus besaß, mußte zwei Tage in diesem Rebberge Frondienst leisten, zudem hatte jedes Haus einen Karren Mist, die Kehlhöfe deren zwei, dorthin zu liefern. Außerdem hatten die Kehlhöfe Wagen und Fässer bereit zu halten, um den Herbstertrag nach der Kyburg zu führen. Den Kellern, so hießen die Inhaber der Kehlhöfe, waren die übrigen Gemeindegenossen wieder zu Dienst verpflichtet. Zur Erntezeit hatte jedes Haus ihnen einen Schnitter zu senden, die als Entschädigung für ihre Arbeit ein Brot, aus dem Walde das Holz für ihre Ackergeräte erhielten.

Auch die Chorherren besaßen Rechte an die Gotteshausleute. Sie nahmen bei gewissen Todesfällen, wenn die Erben nicht Leibeigene des Stiftes waren, „Laß und Val“. Das Gotteshaus erbte die ganze Hinterlassenschaft, von der dem Klosteramtmann alles eiserne Geschirr, dem Schaffner das beste Kleid zukam. Von dieser Last konnten sich die Betroffenen durch eine bedeutende Zahlung loskaufen. Eine Aus-

nahme machte wieder der Hof Breite. Starb dort ein Fremder ohne Erben, so erbten die Nachbarn und nicht das Stift.

In Hegi hatte jeder der sechs Huber dem Vogte jährlich zwei Tage Frondienst zu leisten und zwei Hühner zu liefern. Der Keller auf dem Kehlhof hatte zwei Mütt Kernen, vier Malter und zwei Mütt Haber an den Vogt abzugeben; ein Schuppisser gab einen halben Mütt Kernen, ein Huber einen ganzen Mütt und einen Mütt Haber. Ferner hatten die sechs Huber zusammen drei Wagen zu halten, mit welchen sie dem Vogte Rebstecken oder Wein je einen Tag führen mußten. Den Chorherren hatten die sechs Huber und die 14 Schuppisser in Hegi je ein Schaf, ein Fastnachthuhn und fünf Ferkel zu spenden, der Meier und Müller je einen halben Saum Elsäßerwein, und einen halben Mütt „Weggen", und ein Mütt Futterhaber als Neujahrsgeschenk. Damit aber Kosten, Mühe und Arbeit erspart bleibe, wurden diese Schweine-, Schaf-, Hühner-, Wein-, Semmeln- und Haferzinse in Geld und Getreide umgerechnet, und mit den übrigen Zinsen von dem Klosteramtmann eingezogen.*

Auch Pflichten des Propstes führen die Offnungen an. In Berg am Irchel hatte der Propst von Embrach darüber zu wachen, daß das Allmendgut schön erhalten blieb, und nicht Teile der Allmende von einzelnen Bauern eingehegt, und von diesen allein benützt würden. Dies geschah wegen der nahen Feste Schollenberg, deren Besitzer in Berg allmendberechtigt, aber für sich allein stärker war, als die paar Bauern von Berg. Endlich war auch der Propst verpflichtet, seinen Gotteshausleuten in Gerichtshändeln beizustehen, und sie selber oder durch seinen Amtmann vor Gericht zu verteidigen und zu schützen.

Sulzer.

7. Alteidgenössische Freudentage.

„Im Jahre 1487 zogen meine Herren von Zürich mit vielen Räten und Bürgern nach Uri auf die Kirchweih. Und da sie nach Zug kamen, da schenkten ihnen die von Zug 10 Gulden an Zehrung und den Wein. Als es morndeß war, da fuhren die zu Fuß (130) über den Zugersee und gingen nach

*Huber hießen die Inhaber einer Hube, eines Gutes von 36 bis 48 Jucharten. Schuppisser = Inhaber einer Schuppos, zirka 12 Jucharten. 1 Malter = 333 l in Zürich, 444 l in Winterthur; 1 Mütt = 83 l in Zürich, 96 l in Winterthur.

Küßnach zu; da hatten die von Uri Schiffe und nahmen sie alle zu ihnen und führten sie mit ihnen nach Uri in das Land mit Freuden. Die zu Roß (80) ritten den Zugersee auf nach Arth und durch das Land Schwyz; und was sie im Lande Schwyz aßen und tranken, da nahm kein Wirt von niemand etwas. Demnach als man zu Schwyz den Imbis gegessen hatte, da ritten zwei ehrbare Ratsboten, welche vom Land dazu gewählt worden, bis nach Brunnen an den Urnersee; da hatten unser Eidgenossen aber viel Schiffe und nahmen die von Zürich und fuhren mit ihnen nach Uri und auch die Boten von Schwyz mit ihnen, und kamen die zu Roß und die zu Fuß am Urnersee zu Flüelen zusammen, und demnach ritten und gingen sie von Füelen den nächsten Weg gen Altorf zu.

Und als sie nun nach Altorf gekommen waren auf eine schöne weite Matte, da standen die Räte von Uri und auch die Landleute an einem Ring. Da machten die von Zürich einen Kreis. Demnach da empfing der Ammann meine Herren von Zürich und sprach: „Strenge, fürsichtige, ehrsame und weise liebe Herren und unser lieben Eidgenossen! Meine Herren befehlen mir, euch alle freundlich zu bewillkommnen; euch und euern Nachkommen werden wir den fründlichen Besuch zu ewigen Zeiten nie mehr vergessen, wir und unser Nachkommen wollen uns auch für solche Ehr euch und euern Nachkommen ewiglich wert erzeigen, so viel in unserm Vermögen staht. Es ist auch alle Tag unser Wille gewesen, daß ihr uns mit euerem fründlichen Besuch beehret, wie das heute geschehen ist, und darum, strenge ehrsame weise Herren und getreue liebe Eidgenossen geben wir jetzt in eure Gewalt, was wir haben und vermögen, es sei Haus, Hof oder anderes nichts ausgenommen.“ Demnach beschied er jedermann, wo jeder zur Herberge sein sollte und ritten in das Dorf Uri (Altorf).

Also blieben meine Herren von Zürich drei ganze Tage, den Sonntag, Montag und Dienstag zu Uri. Da bot man es ihnen sehr wohl; und wo einer wollte, da mochte er essen und trinken, und gab niemandem etwas. Sie hatten wilde Gemsen, Steinböck, Hirschen, Rehe, Bären und wilde Schweine, mehr als man essen mochte; sie hatten auch mancherlei gute Weine; es wäre Malvasier, Klaret, Hippokras, Veltliner, wißen und roten, und Elsaßer war der mindist und schwächist*.

* Malvasier: griechischer Wein; Klaret: Wein aus Bordeaux: Hippokras: mit Honig, Zimt etc. gewürzter Wein.

Da fing man am Morgen an, und aß man Semmeln und trank Malvasier, demnach Gesottenes und Gebratenes, wildes und zahmes, und das trieb man bis in die Nacht; so gab man aber zum Schlaftrunk Malvasier und welschen Wein, und die Tische überschüttete man mit Konfekt und Zuckererbsen so köstlich, das nicht zu sagen ist.

Und da nun meine Herren von Zürich drei ganze Tage zu Uri mit großen Freuden vertrieben hatten, da nahmen sie von unsern Eidgenossen von Uri Abschied; der ward ihnen mit Not kaum gegeben; also schossen meine Herren 200 Gulden* in ein Säckli und gaben das verbunden dem Ammann von Uri."

Von Flüelen reiste die ganze Gesellschaft nach Schwyz. Auch hier wurde den lieben Gästen ein ehrenvoller Empfang und eine festliche Bewirtung zu teil. Noch waren die Zürcher von Schwyz nicht abgereist, als zwei Boten aus Uri sie einholten, um ihnen jene 200 Gulden Trinkgeld zurückzugeben. Aber die Zürcher nahmen nichts davon und wohl oder übel mußten die Boten abziehen, während erstere sich ebenfalls zum großen Leidwesen der Schwyzer zur Heimreise fertig machten. Nachdem sie noch Zug besucht und dort eine Nacht die Gastfreundschaft in Anspruch genommen, langten sie nach siebentägiger Abwesenheit in ihrer Vaterstadt an.

Im darauffolgenden Jahre erwiderten die Schwyzer, 200 Mann stark, den freundlichen Besuch. Sie brachten auch die Zuger mit, und verlebten vier fröhliche Tage an der Fastnacht. Die Wirtshäuser zum roten Schwert, zum roten Haus, zum Sternen und zum Storchen boten genügend Platz und auf dem Rathaus und den Zunfthäusern zum Rüden, Schneggen und zur Saffran verfloß bei Speise und Trank und lustigem Tanz die Zeit gar kurzweilig, bis die lieben Gäste wieder in ihre Heimat abzogen. Nach Gerold Edlibach.

8. Die Entdeckung des Seeweges nach Indien.

Der 19. Mai des Jahres 1498 war der denkwürdige Tag, an welchem Europäer den seit 80 Jahren gesuchten Seeweg nach Indien fanden und ihre Bemühungen durch den besten Erfolg gekrönt sahen. Nicht nur ihnen war alles neu, auch

---

200 Gulden = zirka 2000 Franken.

sie selbst waren nicht weniger den Eingeborenen ein Gegenstand der Bewunderung. Schon die europäischen Schiffe waren dort etwas noch nie Gesehenes; bald kamen Indier mit ihren Fahrzeugen an dieselben herangerudert. Vasco da Gama nahm sie freundlich auf und kaufte ihnen Fische ab. Von den 150 Begleitern des kühnen Seefahrers war jedoch ein guter Teil dem Skorbut oder Scharbock und den Einflüssen eines ungewohnten Klimas erlegen. Wie sollte Vasco da Gama es unternehmen, mit dem verbliebenen Häuflein das, nach der Versicherung der Araber, reichste und daher wohl auch mächtigste Reich der Welt zu betreten? Im Gebiete von Malayalam, von Magalam bis zum Kap Komorin herrschte damals ein großer Kaiser oder Perumal, Famutiri-Radscha. Aber die Macht des „Herrn des Hügels und der Woge“, wie sich dieser Gewaltige nennen ließ, war beim Lichte betrachtet doch nur eine geringe, denn bloß die Kriegerkaste des Volkes war mit der Führung der Waffen vertraut. Von dieser Seite drohte den Portugiesen geringe Gefahr, wohl aber schauten die handelseifrigen Araber, welche die alleinige Ausbeutung von Vorder- und Hinterindien und den Inseln des Indischen Ozeans nicht aus den Händen geben wollten, bald mit scheelsüchtigen Blicken auf die unwillkommenen Gäste aus Europa, von deren Ankunft der Fürst des Landes gehört und die er auch durch eine besondere Gesandtschaft zu einem Besuche in seiner Hauptstadt Kalikut eingeladen hatte. Obwohl der vorsichtige Gama Bedenken trug, sich von seinen Schiffen zu entfernen, so bestieg er zuletzt doch mit 12 tapfern Soldaten eine mit Kanonen bewaffnete Schaluppe und fuhr ans Land, wo er bereits von einem Boten des Kaisers und einer zahlreichen Menge Volks erwartet wurde. In einer prachtvollen Sänfte wurde er nach der Hofhaltung des Königs getragen,

Je mehr man sich dem Palaste des Herrschers näherte, um so größer ward auch die Menge derer, welche Zeugen des ungewöhnlichen Schauspiels sein wollten. Der Fürst hatte seine Krieger um sich versammelt, und Gama mußte durch die aufgestellten Reihen hindurch, bis er am Palaste von den Großen desselben empfangen und in den Saal des Kaisers oder Perumal geleitet ward. Nachdem der portugiesische Admiral denselben begrüßt hatte, erzählte er ihm durch seinen Dolmetscher den Zweck seiner weiten Reise, und daß dieser kein anderer sei, als mit ihm in Handelsverbindungen zu treten,

sowie ihn einzuladen, mit dem König von Portugal einen Handelsvertrag abzuschließen. Obwohl der Perumal diesen Vorschlag recht freundlich aufnahm und Gama gnädig entließ, so ward er doch schon am andern Tage anderer Meinung; der Neid der mohamedanischen Handelsleute hatte das gute Einvernehmen zwischen Gama und dem Kaiser alsbald gestört, sodaß ersterer in nicht geringe Gefahr geriet. Namentlich hatten die Verleumder vorgegeben, die Seefahrer seien Verbannte, welche auf Seeraub ausgingen. Gama mußte deshalb auf seine Rückreise bedacht sein und trat diese auch, nachdem alle Verhandlungen mit dem mißtrauischen Fürsten gescheitert waren, im August desselben Jahres an. Nur eins konnte er erlangen: ein Schreiben an den König von Portugal. Dieser Brief war auf ein Palmblatt geschrieben und lautete also: „Vasco da Gama, Edelmann Deines Hauses, ist in meinem Lande gewesen. Seine Ankunft hat mir Vergnügen gemacht. Mein Land ist reich an Zimt, Gewürznelken, Pfeffer und kostbaren Steinen. Von Dir wünsche ich Gold, Silber, Korallen und Scharlach zu besitzen.“

So verließ Gama den Hafen von Kalikut und schlug dabei dieselbe Richtung ein, in der er gekommen. Seine Reise ging nicht ohne Gefahren vor sich; denn kaum hatte er den Hafen verlassen, so mußte er schon an einer kleinen Insel vor Anker gehen, um hier eine Ausbesserung seiner Schiffe vorzunehmen. Kaum hatte man damit begonnen, als mehrere Fahrzeuge mit Seeräubern auf die Portugiesen zuruderten. Allein gegen solche Feinde waren die auf europäische Art bewaffneten Schiffe hinlänglich gerüstet. Gama empfing die Räuber mit einer vollen Ladung seiner Kanonen und trieb sie in die wildeste Flucht. Sie kamen nicht wieder. Dagegen stellte sich bei dieser Gelegenheit bei den Portugiesen ein polnischer Jude ein, der in seiner Jugend als Sklave verkauft, nach mancherlei Wandlungen nach Goa verschlagen und nun von dem Herrscher abgesandt worden war, die Absicht der so plötzlich erschienenen Europäer auszukundschaften. Dieser leistete später nach seinem Übertritt zum Christentum als Lotse den Portugiesen bei ihren weiteren Fahrten nach Indien die wertvollsten Dienste. Noch mancherlei Bedrängnisse standen Vasco da Gama bevor. Infolge der fürchterlichen Hitze erkrankte ein großer Teil der Mannschaft wiederum am Skorbut und diesmal so ernstlich,

daß in wenigen Tagen 30 Mann starben. Da die Todesfälle immer zahlreicher wurden und es an den erforderlichen Matrosen zur Bemannung fehlte, so war Gama genötigt, eines seiner Schiffe zu verbrennen. Längst hatte er schon die indischen Gewässer verlassen und das Kap der Guten Hoffnung umsegelt, aber noch immer wich die furchtbare Krankheit nicht, selbst sein Bruder erlag derselben. Erst am 29. August 1499 kehrte Vasco da Gama nach Lissabon wieder zurück, mehr als die Hälfte seiner Leute war auf der Reise gestorben; von den 108, mit denen er die Küste von Kalikut verlassen hatte, kehrten nur 50 zurück. Gleichwohl erregte seine Rückkehr Freude und Bewunderung; der König empfing den kühnen Seemann glänzend, ernannte ihn zum Admiral und verlieh ihm ein bedeutendes Jahresgehalt. Er selbst führte fortan den Titel: „Herr der Eroberungen und der Schiffahrt in Äthiopien, Arabien, Persien und Indien.“ Man brachte viele Merkwürdigkeiten aus dem fernen Lande mit, unter ihnen auch eine Indierin, welche man auf einer Insel ausgesetzt angetroffen hatte.

Thomas.

9. Dritte und vierte Reise des Kolumbus.

Am 30. Mai 1498 segelte Kolumbus mit acht Schiffen, angefüllt zum größten Teil mit Verbrechern und Elenden, zum drittenmal gen Westen, um besonders den bereits halb vergessenen Kolonien Hilfe und Beistand zu bringen. Von der Insel Ferro ließ er daher drei seiner Schiffe auf dem nächsten Wege Hispaniola zusteuern. Er selbst fuhr mehr in südlicher Richtung, da er dort noch Land zu finden hoffte. So geriet er Mitte Juli in das Gebiet der am Äquator herrschenden Windstille, wo eine unerträgliche Hitze und der Mangel an Trinkwasser ihn zwang, wieder mehr nördlich zu fahren. Eine Insel, die wegen ihrer drei weithin sichtbaren Bergspitzen von Kolumbus Trinidad genannt wurde, war das erste Land, das man wieder erblickte. Am Tage darauf, es war der 1. August, sah man einen langen Küstenstrich vor sich, es war das Mündungsgebiet des Orinoko, Kolumbus betrat das Festland von Südamerika. Aber er wußte nicht, was er gefunden hatte. Wenn auch die Größe des Stromes Zweifel in ihm erregte, ob die entdeckte Küste Inselland oder Festland sei, so begnügte er sich doch, nach einer Durchfahrt zu suchen, um hinter dieser Insel Indien aufzufinden; aber vergeblich. Die Fahrt durch die

Mündungsstelle brachte seine Schiffe in große Gefahr, endlich aber landete er auf der Insel Margarita, in deren Nähe sich die berühmtesten Perlenbänke befinden, was freilich Kolumbus und den Spaniern noch längere Zeit verborgen blieb.

Es ist kein besonderes Ehrenzeichen für den Entdecker der neuen Welt, daß ihn die Sorge um die Ausbeutung der Inseln lebhafter zu beschäftigen schien, als die Fortsetzung seiner großen Aufgabe, Indien durch eine Fahrt um den Erdball aufzusuchen. Er wandte sich der spanischen Kolonie Hispaniola zu, wo seine beiden Brüder mit den Schwierigkeiten des Klimas (Fiebergegend), der verzweifelten Gegenwehr der Indianer und der Unzufriedenheit der eingewanderten Spanier zu kämpfen hatten. Selbst Kolumbus gelang es nicht, die völlige Ruhe herzustellen; erst als sich in Cibao Goldfelder fanden, auf welchen Goldklumpen von der Größe eines Hühnereies keine Seltenheit waren, und auch die Zucht der aus Europa herübergebrachten Haustiere namentlich des Schweines gelang, kam die Kolonie zu bedeutender Blüte.

Der nunmehr beginnende Handel mit Indianern, die aus Herren des Bodens Sklaven der fremden Eindringlinge geworden, wurde von Kolumbus nicht gehemmt, er erbat sich nur von Spanien die Abordnung eines obersten Richters. Als solchen sandte die spanische Krone den Franzisco de Bobadilla nach Hispaniola und bei der starken Mißstimmung, die gegen Kolumbus und seine Brüder herrschte, brach zwischen ihnen und den Gesandten Streit aus, sodaß dieser es wagen durfte, den kühnen Entdecker gefesselt nach Europa bringen zu lassen. Ferdinand und Isabella, das spanische Königspaar, empfingen zwar Kolumbus ehrenvoll, und ließen ihn sofort von den Ketten befreien, auch seine Güter sollten ihm zurückgegeben werden; dagegen war es mit seinen Hoffnungen auf das Vizekönigtum in den entdeckten Gebieten vorbei. Als Statthalter fuhr ein spanischer Edelmann mit 32 Fahrzeugen und 2500 Passagieren nach dem Westen ab, während Kolumbus in Spanien zurückblieb.

Die großen Vorteile, welche die Portugiesen aus ihrem Indienhandel zogen, ließen aber Kolumbus keine Ruhe. Unablässig bat er um die Mittel und die Erlaubnis zu einer neuen Fahrt, und erreichte endlich die Bewilligung dazu. Anfangs Mai 1502 fuhr er mit vier Schiffen und 150 Matrosen von Cadix ab. Sein Bruder Bartholomäus und sein Sohn Ferdinand begleiteten ihn. In Hispaniola wollte er landen, um ein Schiff

auszubessern; aber die Aufnahme wurde ihm verweigert, und er mußte westwärts segeln. Überall einen Durchpaß suchend, kreuzte die kleine Flotte im karaibischen Meer, stieß auf die Küste von Honduras, gelangte gegen die Landenge von Panama, und verlor in einem siebentägigen, furchtbaren Sturm zwei ihrer schlechten Schiffe. Im Juni des folgenden Jahres landete Kolumbus an der Nordküste von Jamaika. Die Schiffe wurden auf den Strand gezogen, sie konnten nicht mehr ausgebessert werden; für Kolumbus und seine Gefährten stand keine andere Wahl offen, als in wildem Land unter Wilden ihr Dasein zu beschließen.

Da wagten der Schreiber des Kolumbus, Mendez, und der Genuese Fieschi mit einigen Indianern in zwei ausgehöhlten Baumstämmen die 300 km lange Fahrt über den stürmischen Ozean, um in Hispaniola Hülfe für den bedrängten Entdecker zu holen. Nach langem Zögern gab der Statthalter ein Schiff, ein anderes war von Mendez gemietet worden, und nach fast einjähriger Abwesenheit brachte der Treue seinem Herrn Rettung und Hilfe.

Dieser hatte inzwischen alle Leiden bis zur Neige gekostet. Fieber, Gicht, Aufstände der Untergebenen, Feindseligkeiten der Indianer, nichts war ihm erspart geblieben. Als sich die Eingebornen infolge der grausamen Bedrückungen durch die Weißen weigerten, fernerhin Lebensmittel zu liefern, rettete die Wissenschaft der Sternkunde den kühnen Dulder vor dem Verhungern. Er wußte, daß bald eine Mondfinsternis stattfinde und ließ daher den Indianern sagen, daß sein Gott erzürnt über ihr Betragen sei, und daß sie den Zorn Gottes am Gesicht des Mondes sehen könnten. Als nun die Finsternis tatsächlich eintrat, bekamen die Eingebornen vor Kolumbus so viel Ehrfurcht, daß sie willig brachten, was er von ihnen verlangte.

In dieser Lage traf ihn die Rettung. Er fuhr nach Hispaniola und wurde diesmal ehrerbietig und auch von der Bevölkerung freundlich empfangen; dann aber fuhr er nach Spanien zurück und beschloß dort sein tatenreiches, an kühnen Wünschen und getäuschten Hoffnungen gleich reiches Leben. Die Ketten, in denen er gefesselt von der dritten Reise nach Spanien zurückgekehrt war, sollen ihm auf seinen Wunsch in den Sarg gelegt worden sein.

Nach Grube u. Thomas.

10. Ferdinand Kortez und die Eroberung Mexikos 1485—1547.

Von Cuba aus hatten Spanier die Küste des großen mexikanischen Reiches besucht, und so günstige Nachrichten über den Anbau und den Reichtum des Landes zurückgebracht, daß der spanische Statthalter beschloß, diese Gebiete für seinen König zu erwerben. Da er zu feige war, um selbst zu gehen, sandte er einen armen aber tüchtigen Offizier mit etwa 600 Mann, 13 Gewehren, 16 Pferden und 14 kleinen Kanonen dorthin. Am 2. April 1519 landete das kleine Heer in dem von Millionen friedlicher Indianer bewohnten und von dem mächtigen König Montezuma regierten Lande. Die weiße Hautfarbe, die langen Bärte und die fremde Bekleidung der Spanier übten einen mächtigen Eindruck auf die Wilden aus. Sie betrachteten die Fremden anfänglich als Götter und fürchteten besonders die Reiter, denn sie glaubten, daß Roß und Mann ein Geschöpf seien. Drei Gesandtschaften Montezums forderten Cortez und seine Genossen zum Verlassen des Landes auf und brachten stets größere Geschenke; aber der kühne Offizier wußte seine Soldaten zu bereden, daß sie die Schiffe versenkten, und so von der Heimat abgeschnitten keine andre Wahl hatten, als das fremde Land zu erobern oder elend darin umzukommen,

Mit einem Küstenstamm, der vor dem Donner der spanischen Kanonen gewaltige Furcht bekommen hatte, wurde Freundschaft geschlossen. Zu Tausenden schloß sich dieser Stamm den Spaniern an, die nun unter furchtbaren Gräueln gegen die Hauptstadt des Landes vorrückten.

Sie lag mitten in einem See. Drei lange Dämme führten zu ihr, und ehe noch Montezuma sich entschlossen hatte, war Kortez über den einen Damm in die Stadt eingerückt. Weiße Häuser und prächtige Tempel zierten sie. Etwa 60,000 Einwohner, nach andern Berichten sollen es 300,000 gewesen sein, drängten sich in den Straßen, auf den zahlreichen Kanälen, welche die Stadt wie Straßen durchschnitten, fuhren zahllose Boote, Federsticker, Edelstein-, Früchte-, Pelz-, Tonwaren-, Waffenhändler zeugten von der hohen Gesittung, welche dieses Volk der Azteken bereits erstiegen hatte. Aber auch Sklaven bildeten einen Hauptartikel des Marktes. An Pfähle gebunden und einen Preiszettel um den Hals, standen die Unglücklichen

hier zum Verkauf ausgestellt. Grauenhaft war der Anblick, den der Tempel des Kriegsgottes Huitzilopochtli oder Vitzliputzli darbot, denn die Azteken opferten ihrem Gotte hunderte von Menschen auf qualvolle Weise. Eine dicke Kruste geronnenen Menschenblutes deckte den Opferstein auf der Spitze des turmartigen Tempels. Dagegen kannten die Azteken das Eisen noch nicht, und der Gebrauch von Zugtieren war ihnen fremd.

Nachdem Kortez in die Stadt eingedrungen war, wurde ihm vom König als Wohnung ein Palast angewiesen, den er durch Wachen und Kanonen sofort in eine Festung umwandelte. Hundert Mann hatte er an der Küste in Veracruz zurückgelassen, und diese waren von einem indianischen Heere angegriffen, und hiebei ein Spanier getötet worden. Zur Strafe dafür nahm Kortez Montezuma gefangen und zwang ihn, den spanischen König als Oberherrn anzuerkennen.

Inzwischen hatte der auf Kortez Erfolge eifersüchtige spanische Statthalter auf Kuba ein neues Heer nach Mexiko gesandt, das Kortez gefangen nehmen und ihn nach Kuba zurückbringen sollte. Aber Kortez zog rasch entschlossen dem viel stärkeren Feind entgegen, und wußte durch Gold den größten Teil jener Soldaten an sich zu locken. Den Rest besiegte er in einem nächtlichen Überfall, und kehrte wesentlich verstärkt nach der Hauptstadt der Azteken zurück. Dort war aber infolge der Strenge eines Offiziers ein Aufstand ausgebrochen, und als Montezuma auf Geheiß der Spanier das Volk beschwichtigen wollte, wurde er von diesem getötet. Mehrere Tage bestürmten die Indianer den Palast der Spanier, und in dunkler Nacht suchten diese über einen Damm zu entweichen. Aber die Feinde blieben wachsam. Verzweifelt wurde gekämpft; wie bei einer Feuersbrunst suchten die Spanier ihre Goldsäcke in Sicherheit zu bringen, und infolge der allgemeinen Verwirrung besaß Kortez am Morgen nach der „Nacht der Trübsal“ nur noch die Hälfte seines Heeres. Fast alle Geschütze und alle Munition waren verloren gegangen, Auf dem Weg zur Küste versperrte ein mächtiges Indianerheer den Spaniern den Weg. Abermals wurde auf beiden Seiten mit verzweifeltem Mute gekämpft. Da gelang es der Tapferkeit des spanischen Führers die feindliche Fahne zu erbeuten. Er wußte, daß die Indianer glaubten, daß das Schicksal dieser Fahne für den Ausgang der Schlacht ent-

scheidend sei, und indem er das Banner an sich riß und den Bannerträger niederstieß, wandte sich das ganze feindliche Heer zur Flucht. So waren die Azteken abermals ein Opfer ihres Aberglaubens geworden; denn auch Montezuma hatte die Spanier bei ihrem Vordringen auf seine Hauptstadt nur darum nicht aufgehalten, weil eine alte Weissagung verkündet hatte, ein mächtiger König werde dereinst, von Osten kommend, die Gesetze des Landes verbessern. — Kortez kam nun wieder an die Küste, wo er unerwartet Verstärkungen, Lebensmittel und Kriegsvorräte erhielt.

Neu gerüstet unternahm er einen zweiten Angriff. Er schloß die Stadt ein, und zerstörte die Wasserleitungen, wurde aber beim ersten Sturm, den er wagte, blutig zurückgewiesen. Nun verschanzte er sich und suchte die Stadt auszuhungern. Als der neue König Guatimozin einsah, daß er sich der Feinde nicht erwehren könne, wollte er fliehen. Aber die Spanier erwischten ihn und brachten ihn vor Kortez. „Ich habe getan, was einem König geziemte“ — sprach Guatimozin zu Kortez — „ich habe mein Volk auf das Äußerste verteidigt. Jetzt bleibt mir nichts übrig als der Tod. Fasse deinen Dolch und stoße ihn mir ins Herz“. Doch Kortez ließ ihn leben, und nachdem die Stadt sich übergeben und die Soldaten aus Wut über die geringe Beute den König bei lebendigem Leibe rösten wollten, befreite er ihn.

Von nun an wagten die Azteken keinen Widerstand mehr; aber auch Kortez genoß die Früchte seines abenteuerlichen Kriegszuges nicht. Er blieb General der Truppen; die Regierung dagegen besorgte ein oberster Gerichtshof. Auch er bekam, nachdem er auf verschiedenen Fahrten noch weitere Gebiete, darunter die kalifornische Halbinsel, entdeckt hatte, den Undank des spanischen Hofes zu spüren, und wenig beachtet starb auf einem Landgute bei Sevilla in Spanien der „Aztekenwürger“ Kortez, 62 Jahre alt. Gekürzt nach Grube.

11. Antwerpen im XVI. Jahrhundert.

Von Friedrich Schiller.

(Siehe Deutsches Lesebuch.)

12. Die drei Indianer.

Von Niklaus Lenau.

(Siehe Deutsches Poesiebuch.)

13. Das Negerweib.

Emanuel Geibel.

Wo am großen Strom die Sicheln durch das hohe Rohrfeld klirren,
Und im Laub des Zuckerahorns farb'ge Papageien schwirren,
Sitzt das Negerweib, den Nacken bunt geziert mit Glaskorallen,
Und dem Knäblein auf dem Schoße läßt ein Schlummerlied sie schallen.

Schlaf' o schlaf', mein schwarzer Knabe, du zum Jammer mir geboren,
Eh' zu leben du beginnest, ist dein Leben schon verloren.
Schlaf' o schlaf', verhüllt in Dunkel ruh'n dir noch der Zukunft Schrecken,
Nur zu früh aus deinen Träumen wird der Grimm des Herrn dich wecken.

Was die Menschen Freude heißen, wirst du nimmermehr empfinden,
Dort nur fühlt sich's, wo des Nigers Wellen durch die Flur sich winden,
Nie den Tiger wirst du fällen mit dem Wurf der scharfen Lanzen,
Nie den Reigen deiner Väter zu dem Schlag der Pauke tanzen.

Nein, dein Tag wird sein voll Tränen, deine Nacht wird sein voll Klagen,
Wie das Tier des Feldes wirst du stumm das Joch der Weißen tragen,
Wirst das Holz den Weißen fällen und das Rohr den Weißen schneiden,
Die von unserm Marke prassen und in unsern Schweiß sich kleiden.

Kluge Männer sind die Weißen, sie durchfahren kühn die Meere,
Blitzesglut und Schall des Donners schläft in ihrem Jagdgewehre,
Ihre Mühlen, dampfgetrieben, regen sich mit tausend Armen.
Aber ach, bei ihrer Klugheit wohnt im Herzen kein Erbarmen.

Oftmals hört' ich auch die Stolzen, sich mit ihrer Freiheit brüsten,
Wie sie kühn vom Mutterlande losgerissen diese Küsten;

Aber über jenen Edlen, der mit Mut das Wort gesprochen,
Daß die Schwarzen Menschen wären, haben sie den Stab
gebrochen.

Süß erklinget ihre Predigt, wie ein Gott für sie gestorben,
Und durch solches Liebesopfer aller Welt das Heil erworben;
Doch wie soll das Wort ich glauben, wohnt es nicht in
ihren Seelen?
Ist denn das der Sinn der Liebe, daß sie uns zu Tode quälen?

O du großer Geist, was taten meines armen Stamm's Genossen,
Daß du über uns die Schalen deines Zornes ausgegossen!
Sprich, wann wirst du mild dein Auge aus den Wolken zu
uns wenden?
Sprich, o sprich, wann wird der Jammer deiner schwarzen
Kinder enden?

Ach, das mag geschehen, wenn der Mississippi rückwärts
fließet,
Wenn an hoher Baumwollstaude dunkelblau die Blüte sprießet,
Wenn der Alligator friedlich schlummert bei den Büffelherden,
Wenn die weißen, freien Pflanzer, wenn die Christen Menschen
werden.

14. Thomas Platter.

Von Kelterborn.

(Siehe Deutsches Lesebuch.)

15. Die Bauern vor Töß.

Die Reformation brachte die Bauern des ganzen Kantons Zürich in heftige Aufregung. Sie glaubten den Augenblick gekommen, nicht nur das Joch der Kirche, sondern auch dasjenige der Obrigkeit von sich zu werfen, und rüttelten daher gewaltig an den Fesseln, die sie drückten. Aber sie gingen in ihren Forderungen zu weit; sie verlangten so viel, daß darob die ganze staatliche Ordnung zusammengebrochen wäre, denn vollständig frei kann der Mensch nirgends sein; ein jeder wird stets dem Staate Steuern und Abgaben zu entrichten haben, damit der Staat das tut, was der einzelne Mensch allein nicht tun kann, damit er für Arme und Kranke, für Schulen, Straßen und Verkehrswege, für die Sicherheit von Hab und Gut, Leib und Leben und auch für die Verteidigung des Landes

sorgt, damit der Bewohner des Landes ungestört und friedlich seiner Tätigkeit leben kann.

Nachdem die Bauern zuerst in verschiedenen Gemeinden, dann auf großen Versammlungen in Mönchaltorf, Oberwinterthur, Marthalen, Kloten ihre Wünsche und Forderungen an die Regierung von Zürich festgestellt hatten, wurden diese in der Stadt mehrfach beraten, aber zum größten Teile abgelehnt. Dies erbitterte die Bauern so sehr, daß sie beschlossen, auf einer großen Volksversammlung über die Antwort der Regierung zu beraten.

Am Pfingstmontag 1525 erschienen gegen viertausend Bauern in Wehr und Waffen mit Trommeln und Pfeifen in Töß. Von Zürich kamen zur Beruhigung der Gemüter die Bürgermeister Röist und Walder und fünf Räte, von Winterthur die zwei Schultheißen Hans Huser und Hans Meyer, der Stadtschreiber Hegner und einige angesehene Bürger, von der Kiburg herunter erschien der beliebte Landvogt Lavater, alle, um womöglich Frieden zu stiften und das Frauenkloster Töß zu schützen. Die Nonnen hatten ihre Kostbarkeiten in die Winterthurer Stadtkirche geflüchtet und die Pforten des Klosters wohl verwahrt. Allmählich nahm die Versammlung ein drohendes Aussehen an. „Heute ist Zürich am höchsten gewesen“, wurde gerufen; „wir wollen auch einmal die Herren spielen und zu Rosse sitzen; die Herren können dann zu Fuß gehen“ riefen andere. Wieder andere meinten: „Den Herren in der Stadt müssen wir ihre Vollbäuche auslassen“ usw. Einige der Eifrigsten rieten, das Kloster anzuzünden und nicht eher zu weichen, als bis es verbrannt sei und die Herren nachgegeben. Da diese die Leibeigenschaft aufgehoben, müßten sie nun Zins und Zehnten ebenfalls freigeben. Inzwischen hatten aber die Ratsboten aus Zürich und Winterthur mit verschiedenen ruhigeren Männern gesprochen und namentlich Landvogt Lavater die Leute besänftigt. Die Bauern verlangten jetzt zu essen und zu trinken, und während der Vogt bereitwillig die Vorratskammern des Klosters öffnen ließ, beschlossen die Bauern, auf einem neuen Tag zu Kloten zusammenzukommen. Während des Gelages, in welchem der Wein in Kübeln aus den Klosterkellern gebracht wurde, und Gebackenes und Gebratenes in Menge serviert ward, entfernten sich die gemäßigteren Bauern immer mehr und nur die unruhigsten und hitzigsten blieben noch vor dem Kloster. Dieses

aber hatte 30 Saum Wein, achtzehn Mütt Kernen (1 Mütt gab 100 Pfund Brot), dreißig Schafe und zwei Ochsen gespendet, um Hunger und Durst der Versammelten zu stillen. Als der Abend kam, luden die Winterthurer die Bauern zu sich in die Stadt ein, wo es zu essen und zu trinken genug gebe. Etwa zweitausend sollen der Einladung gefolgt sein; sie wurden auf den Wirtsstuben reichlich bewirtet und in Bürgerhäusern beherbergt, doch wurden die Waffen der Zecher verwahrt und die Bauern die ganze Nacht bewacht.

Die Ratsboten von Zürich blieben im Kloster, das während der Nacht ebenfalls bewacht wurde; denn eine Anzahl Bauern, die in Töß geblieben waren, versuchten dreimal den Klosterkeller mit Blöcken zu stürmen.

Am folgenden Morgen wurden die Bauern geweckt und mit einer Strafpredigt nach Hause geschickt. Die Kosten der Verpflegung, auch derjenigen in Winterthur, zahlte das Kloster Töß, und noch einige Wochen lang erschienen aus verschiedenen Dörfern des äußern Kantonsteiles Rechnungen für die Zehrung, die heimkehrende Bauern dort genossen hatten

Das war das Ende der zürcherischen Bauernbewegung. Die Regierung war klug genug, die Unterlegenen nicht durch eine harte Rache zu reizen. Nur ein Bauer, Heini Süßtrunk von Hünikon, wurde mit dem Schwerte gerichtet. Er war in Töß einer der Rädelsführer gewesen, und hatte nach der Versammlung mit etwa dreißig Gesellen in der Gegend der Thur allerlei Unfug und Mutwillen getrieben, weshalb er gefangen genommen und als Aufwiegler verurteilt wurde.

Sulzer, nach Bilder a. d. Gesch. d. Kl. Töß.

16. Die Disputation zu Baden 1526.

Der raschen Ausbreitung der Reformation über die ganze Eidgenossenschaft suchten die Altgläubigen einen Damm entgegenzustellen. Auf Anregung des Bischofs von Konstanz und des berühmten deutschen Kämpfers für das Papsttum, Dr. Johann Eck aus Ingolstadt, sollten auf einem Glaubensgespräch zu Baden Zwingli und seine Anhänger zum Schweigen gebracht werden. Zürich war mit der Abhaltung eines solchen vollständig einverstanden, aber als die Mehrheit der Orte Baden als Stätte des Wortkampfes bezeichnete, widerstrebte es aufs nachdrücklichste. Dieses Städtchen, wo die Katholiken

in der Regierung die große Mehrheit besaßen und wo 1524 die ersten Blutzeugen des neuen Glaubens, der Untervogt Wirth von Stammheim, einer seiner Söhne und der Vogt Rütimann von Nußbaumen gefoltert und hingerichet wurden, konnte nicht der Ort sein, wo Zürich für seinen Glauben streiten wollte. Zudem hatten die Katholiken gedroht, Zwingli gefangen zu nehmen, wenn er sich auf eidgenössischem Boden zeige, und wenn ihm auch für die Badenerdisputation ein Geleitsbrief ausgestellt wurde, so war es doch fast sicher, daß eine Beleidigung oder Gefangennahme Zwinglis nicht verhindert worden wäre. Eine solche Handlung hätte aber sofortigen Bürgerkrieg zwischen den katholischen Orten und Zürich nach sich gezogen. Der Rat verbot daher Meister Ulrich Zwingli die Teilnahme, und der Reformator hatte nichts dagegen einzuwenden.

Am 21. Mai begann das Gespräch. In glänzendem Zuge rückten die Vertreter des alten Glaubens heran, Dr. Eck und der Franziskanermönch Thomas Murner, ein Elsäßer, der in Luzern eine Buchdruckerei gegründet hatte, aus der er in Flugblättern, kleinen Broschüren, Kalendern u. s. f. die giftigsten Pfeile gegen die Reformierten und namentlich ihre Geistlichen abschoß. Die Sache der Reformation vertraten mit Tapferkeit und Geschick, milde und gelehrt, der Berner Stadtpfarrer Berthold Haller, ein ehemaliger Württemberger, und der Reformator aus Basel, Johannes Hausschein, genannt Ökolampad. Aber die Meinungen waren schon gemacht. Keine Partei ließ sich durch die andere belehren. Wie heftig auch Dr. Eck gegen die Ketzer und Kirchenfrevler polterte, wie spitzfindig er auch die katholische Lehre von der Messe, der Bilderverehrung, der Anrufung der Heiligen, dem Fegefeuer und dem Sündenablaß verteidigte, die Reformierten blieben unerschüttert. Und wie milde und gelehrt Haller und Ökolampad auch ihre Gründe vorbrachten, die Gegner wollten nichts hören, ja wenn sie auch nur leise versuchten, die Grobheiten des fremden Theologen mit gleicher Münze zu zahlen, wurden sie vom Präsidenten aufgefordert, anständig zu sprechen. So wogte der nutzlose Streit bis zum 8. Juni hin und her. Zwingli stand mit seinen Glaubensgenossen in beständigem brieflichem Verkehr. Der junge Thomas Platter und Hieronymus Zimmermann aus Winterthur brachten seine Briefe nach Baden und die Berichte der Reformatoren nach Zürich.

Als das Gespräch zu Ende war, wurde abgestimmt. Die Katholiken, welche in der großen Mehrzahl waren, stimmten für Dr. Eck, nur elf Stimmen von fast hundert wagten es, für Ökolampad einzustehen, und frohlockend zogen die Altgläubigen in ihre Heimat ab, um die Verfolgung der Ketzer erfolgreich an die Hand zu nehmen. Zürich zog sich gekränkt zurück und sammelte seine Kraft, bis es zwei Jahre später auf der Disputation zu Bern einen glänzenden und erfolgreichen Sieg über die Altgläubigen davontrug. Dr. Eck, der dazu ebenfalls eingeladen war, erschien nicht, „er könne den Schweizern nicht in jede Spelunke folgen“, war seine grobe Ausrede.

Nach Dändliker u. Dierauer.

17. Die Kappeler Milchsuppe.

Nach Bullinger.

Als im Juni 1529 die reformierten Zürcher gegen die Katholiken der V Orte im Felde lagen, war im Lager der Fünförtischen großer Mangel. Im Zürcher Lager konnte man einen Mütt Kernen, aus dem 100 einpfündige Brote gebacken wurden, um einen Gulden, eine Maß Wein um einen Batzen haben, bei den Katholiken dagegen war alles vier mal teurer. „Deshalb ließen sich etliche freundliche Gesellen aus den V Orten mit Fleiß über die Wache hinaus, die wurden dann gefangen, vor den Hauptmann geführt und mit Brot beschenkt und wieder heimgeschickt.

Auf eine Zeit nahmen viel tapfere Gesellen von den V Orten eine große Mutte mit Milch und stellten sie mitten auf die Grenzmark (Zugergrenze), schrien den Zürchern zu, sie hätten da wohl einen guten Brocken Milch, aber nichts darein zu brocken. Da liefen redliche Gesellen von den Zürchern hinzu mit Brot und brockten ein, und lag jeder Teil auf seinem Erdreich und aßen die Milch miteinander. Wenn dann einer über die halbe Mutte hinausgriff und aß, schlug ihm der andere Teil im Scherz auf die Hände und sagte? „Friß auf deinem Erdreich“. Und solche Scherze geschahen noch mehrere, daß, da es dem Stadtmeister von Straßburg, Jakob Sturm, der auch unter den Schiedleuten war, zu Ohren kam, er sagte: „Ihr Eidgenossen seid wunderbare Leute; wenn ihr schon uneins seid, so seid ihr eins, und vergeßt der alten Freundschaft nicht.“

Öchsli Quellenbuch.

18. Die Wiedertäufer auf dem Schnurrenberg.

Enoch Schnurrenberger war in letzter Zeit mit den Seinigen zurückgekehrt, nachdem man in den Nachbargebieten mit der Sache der Wiedertäufer wegen zu großer Tollheit aufgeräumt hatte, und diesseits die Sektierer längst still geworden und ihre Geschichten halb verrochen, die eigentlichen Häupter aber entweder tot oder verbannt oder eingekerkert waren.[1]

Nur Enoch konnte sich nicht ganz zur Ruhe geben; je weniger er noch bemerkt und beobachtet wurde, desto weniger verließ ihn der Drang, eine Darstellung zu machen, und eine neue Gestalt zu finden, in welcher die rechte Zeit und das tausendjährige Reich, wo er durchaus Vorsteher oder wenigstens Einnehmer werden wollte, abzuwarten sei.

Neuestens hatte er den Spruch: „Wer sich nun selbst erniedrigt, wie dies Kind, der ist der Größeste im Himmelreich!“ wörtlich auszulegen und auszuüben begonnen. So saß er denn schon am Vormittage des 10. Weinmonats 1531,[2] statt der Arbeit nachzugehen, mit dem Anhange der ihm geblieben, und ihm heimlich nachzog, auf seinem abgelegenen Hofe und spielte kleines Kindlein. Er war gebückt und eingefallen, hatte einen langen weißen Bart, der ihm bis zum Bauche ging. Mit nackten Beinen hockte er in einem roten alten Weiberrock, der ein Kinderröcklein vorstellen sollte, auf dem Stubenboden, und baute ein kleines Fuhrwerklein von Brettchen, das er mit Spreuer belud, und dazu mit Kinderlauten stöhnte; Lo lo lo, da da da! wobei ihm die eingetretene Engbrüstigkeit zu schaffen machte. Der Schneck von Agasul[3] hatte sich von Zaunstecken einen Laufstuhl gezimmert, in welchem er umherhumpelte, einen Lutschbeutel im Munde. Manchmal zog er diesen heraus und rief: „Schneck heiß' ich, Schneck bin ich und hole dennoch den geschwinden Herrgott ein, der auf der Windsbraut reitet.“ Der kalte Wirz von Goßau an seinem Orte hatte eine Schnur um einen Ofenfuß gebunden und peitschte den Ofen unablässig mit einer Kindergeißel, bald auf dem Boden kauernd, bald auf dem Ofen sitzend wie auf einem Pferde. Den besten Teil hatte Jakob Rosenstiel erwählt; er lag auf einem Strohsack in der Ecke und stellte

---

[1] So Konrad Grebel und Felix Manz.
[2] Am Tage vor der Schlacht bei Kappel.
[3] Agasul bei Illnau.

das Kind in der Wiege vor, indem er versuchte, die große Zehe des rechten Fußes zum Munde zu bringen, was wegen seiner Beleibtheit nicht wohl möglich war. Ein paar fremde Weiber zogen Tannzapfen an langen Faden in der Stube herum, weil sie kein anderes Spielzeug zu schaffen wußten oder solches ihren eigenen Kleinen abgesehen hatten.

Zuweilen vereinigten sich alle die bejahrten Leutchen, bildeten einen Ring und tanzten im Kreise, sangen Kinderliedchen, klatschten in die Hände und hüpften in die Höhe. Manchmal hielt der eine oder der andere eine kurze Predigt im Kinderton; dann aßen sie was sie dürftig zusammengegetragen hatten, und zankten sich scheinbar wie die kleinen Kinder um die größern Bissen.

Als es aber gegen Abend ging, erhob sich Enoch plötzlich und sagte mit seiner gewöhnlichen, unverstellten Stimme. „Nun haben wir genug getan für heute, ihr Kinder! Nun wollen wir Feierabend machen und noch ein wenig zusammensitzen!“

Sogleich juckten alle mit einem Frohgefühl in die Höhe, so rasch sie es in ihren verschiedenen Altersjahren vermochten, dehnten ihre Glieder, kratzten sich die Beine und saßen dann unverweilt um den Tisch herum, wo sie wie ehemals mit nüchternem Ernste anhuben, Karten zu spielen.

Kaum hatten sie aber eine halbe Stunde im tiefsten Ernste die Köpfe zusammengesteckt und die Karten auf den Tisch geschlagen, so wurden die Türen aufgestoßen und es stürmten zwei Männer in Waffen so aufgeregt herein, daß die Spieler zusammenfuhren, und meinten die öffentliche Gewalt breche wieder über sie los. Es war jedoch der benachbarte Landmann, der den Hof des Hansli Gyr erworben hatte mit seinem Sohn.

„Hört Ihr denn gar nichts, was in der Welt vorgeht?“ riefen die Männer; „macht doch die Fenster auf! der Rottmeister Gyr reitet wie der wilde Türst durch die Dörfer und rafft Volk zusammen! die fünf Orte sind aufgebrochen und stehen in großer Zahl an der Grenze; alles muß nach Zürich! Hört Ihr wie der Landsturm geht? Lasset Eure Narrenspossen und wahret Haus und Hof, so gut Ihr könnt, und eile mit, wer noch Kraft hat? Denn Euch gehts erst recht um Leib und Leben.“

Damit liefen sie davon und den Berg hinunter. Die erschreckten Leute traten vor das Haus und hörten, wie es

überall Sturm läutete, Trommeln tönten, und sahen die Feuerzeichen auf den Hochwachten weit ins Land hinaus.

Gottfr. Keller, Ursula.

19. Die Kappeler-Schlacht.

Alle Straßen waren beleuchtet und es wurde gerufen, befohlen, gerüstet ab- und zugegangen. Die Vorhut war schon am Nachmittag nach Kappel gezogen; jetzt sammelte sich nur langsam das überraschte Volk. Es wurde eingereiht und abgezählt, gespiesen und getränkt, was da war; Ursula huschte unter der wogenden Bevölkerung hin und her und sah den Hansli Gyr deutlich und genau, wie er im Fackellichte, jetzt zu Fuß und ganz ruhig auf und nieder ging und die Züge ordnen half. Sie erkannte ihn, hütete sich aber ihm unter das Gesicht zu kommen, und ebenso ihn aus den Augen zu verlieren. — — — —

Als gegen Mittag des folgenden Tages endlich das Banner abzog, war sie schon auf der Straße nach dem Albisberge vorausgegangen und schlüpfte längs derselben in den anstoßenden Wäldern unverdrossen dahin.

Mitte Weges ruhte sie wieder aus, und sah durch die Bäume hindurch das unvollständige und in Verwirrung aufgebrochene Heer vorüberziehen. Reiter, Geschütz und Fußvolk waren durcheinander gemengt; doch der tiefe Ernst, welcher über den Ziehenden schwebte, und das schöne, der Ursula ungewohnte Aussehen derselben mutete sie wie reinere Luft an. Unter den stattlichen Männern, die in der Nähe des Banners ritten, war Ulrich Zwingli selbst, und sein sympathischer Anblick erhellte die Seele des unverwandt schauenden Weibes. Der schlanke Mann trug über dem langen Gelehrten- oder Predigerrocke einen guten Stahlharnisch, seinen Kopf schützte ein eigentümlicher runder Stahlhut mit breitem Rande, auf der Schulter lehnte eine halblange eiserne Halbarte oder eher Streitaxt von zierlicher Form, und an seiner linken Seite hing das Schwert. Aber trotz allen diesen Waffen lag auf seinem schön geprägten Gesichte ein ahnungsvoll trauriger, frommer und ergebener Ausdruck.

Sie rührte sich aber nicht und setzte ihren Weg erst wieder fort, als der Zug vorbei war und die Berghöhe überschritten hatte und sich zu sammeln begann. In weitem

Bogen umkreiste die farblose Gestalt, vom Erdboden kaum zu unterscheiden alle Bewegungen des kleinen Heeres, das seine Hauptstärke erst noch erwarten sollte, während verbündete Kriegsmassen untätig fern im Westen lagerten,[1] die feindlichen Brüder aber achttausend Mann stark heranzogen.

Sie stand jetzt vor jenem Gehölze zur Linken der Zürcher Stellung, welches zu besetzen diese versäumt hatten, und sah beide Heere; der Geschützkampf, der schon seit geraumer Zeit angefangen, scheuchte sie jedoch in das Innere des Waldes. Sie fand eine alte Buche, deren starke Wurzeln eine Bucht bildeten und überdies eine kleine Erdhöhle umspannten; in diesen Schutzort schmiegte sie sich hinein und saß da wohl geborgen, wie sie glaubte. Sie öffnete jetzt rasch ihr Reisebündelchen, da die Zeit gekommen war, sich zu stärken, und zog ein Fläschchen Wein und ein Stück getrockneten Fleisches mit Brot hervor, aß und trank und war ziemlich guter Dinge.

Jetzt knisterte und schallte es aber auf einmal in den Bäumen und in ihrem Rücken; die wenigen Schützen von Uri, welche die Stellung und die hier mögliche Umgehung der Zürcher erkundeten, hatten das Gehölz besetzt und schoßen aus demselben, worauf die Zürcher einen Teil ihres Geschützes herwendeten und ihre Kanonenkugeln über Ursulas Haupt in die Bäume schlugen.

Dann wurde es wieder still um sie her; die Schützen hatten das Gehölz verlassen, um die bisher zum Angriff noch unentschlossene Hauptmacht der Katholischen heranzurufen. Dann nahte das Gewitter in Ursulas Rücken wirklich heran; zu vielen Tausenden brach der Gewalthaufe der fünf Orte durch Wald und Gebüsch und zu beiden Seiten darüber hinaus, daß ein so gewaltiges Getöse, Prasseln und Brausen entstand, als ob die Erde erbebte und der Wald brüllte. Ursula duckte sich mit gefalteten Händen; aber es schien kein Ende nehmen zu wollen. Links und rechts stürmten unaufhörlich neue Scharen ergrimmter Männer an ihr vorüber, sie sah jedoch fast nur deren breite Füße, unter welchen der Waldboden samt dem Unterbusch sich bald in eine zerstampfte Heerstraße verwandelte. Zum Glücke zerteilte der alte Buchenbaum, in dessen Wurzeln sie saß, den Strom des wilden

[1] Im gleichen Monat unternahmen die Berner einen Kriegszug, um Genf von einem savoyschen Heer zu befreien. Eine andere bernische Streitmacht stand im Aargau an der Luzernergrenze.

Heeres in ihrem Rücken; um so betäubender tönten die Landhörner, Trompeten und Trommeln ihr in die Ohren und sie lehnte sich zuletzt halb ohnmächtig an das gute und sichere Baumfundament.

Endlich aber wurde es abermals still um sie her. Die Letzten waren vorübergeeilt, die ganze Heermenge war nun zwischen ihr und der geringen Schlachtordnung der Reformierten, welche zudem eben im Vollzug einer Wendung begriffen war.

Jetzt hörte Ursula das Geschrei des Angriffs die Luft erschüttern, hierauf das Getöse eines heftigen Schlagens, das aber nicht lange dauerte, da die Schlacht von jetzt an den unglücklichen Verlauf nahm, der für die Zürcher in den Sternen geschrieben stand.

Die Sonne neigte sich zum Untergange; unter den Gefallenen der Wahlstatt lagen bis auf wenige die angesehensten Zürcher, die ausgezogen, gegen dreißig Ratsglieder, ebensoviele reformierte Seelsorger, vielfach Vater und Sohn und Brüder nebeneinander, Land- und Stadtleute. Zwingli lag einsam unter einem Baume. Er hatte nicht geschlagen, sondern war nur mannhaft bei den Seinigen im Gliede gestanden, um zu dulden, was ihnen bestimmt war. Er war mehrmals gesunken, als die Flucht begonnen, und hatte sich wieder erhoben, bis ein Schlag auf und durch den Helm ihn an der Mutter Erde festgehalten.

Die sinkende Sonne glänzte ihm in das noch feste und friedliche Antlitz; sie schien ihm zu bezeugen, daß er schließlich nun doch recht getan, und sein Amt als ein Held verwaltet habe. Gottfr. Keller. Ursula.

20. Der Rappe des Komturs.

Von C. F. Meyer.

(Siehe Deutsches Poesiebuch.)

21. Vom Reichstage zu Worms. 1521.

Im Anfang des Jahres 1521 eröffnete Kaiser Karl V. seinen ersten Reichstag auf deutschem Boden zu Worms am Rhein. Er übertrug hier seinem jüngern Bruder[1] die Regierung über

[1] Ferdinand I.

die deutsch-habsburgischen Lande und erließ Gesetze zur Verwaltung des Reiches während seiner Abwesenheit. Vor allem aber suchte er dem Kirchenstreit ein Ende zu machen, und hatte daher Martin Luther eingeladen, sich zu rechtfertigen. Da man aber von dem kühnen Reformator verlangte, seine Lehren zu widerrufen, so schlugen diese Hoffnungen fehl, und die Reformation nahm ihren Siegeszug durch ganz Deutschland.

Über das Leben und Treiben auf diesem Reichstage, schrieb der Wormser Bürger Dietrich Butzbach folgenden Brief:

Meinen Dienst zuvor, lieber Herr Nachbar! Ich wollt euch gerne neue Zeitung (Berichte) schreiben, so weiß ich nichts, denn daß ein groß merklich Volk von Fürsten und Herren hier ist, welcher Namen ich alle aufgeschrieben habe. Es wäre aber zu viel sie alle abzuschreiben; nur die Zahl will ich euch anzeigen. Es sind hier nämlich 80 Fürsten, 130 Grafen, 15 treffliche Botschafter von Königen und Herren fremder Lande, viele Reichsstädter und ein unzählig groß Volk von Rittern Edelleuten und Reisigen, auch treffliche Kaufleute und Händler aus Spanien, aus Niederland, aus Italien und aus deutschen Landen. Und ist ein solch groß Gepränge und Köstlichkeit der Kleidung bei deutschen, spanischen und welschen Herren, auch mit den Pferden, daß mir's nicht möglich euch zu schreiben.

Es ist bisher noch nicht viel des Reiches halben gehandelt, sondern alle Handlung ist noch bisher gewest bei den Kurfürsten Martinus halben, aber der Kaiser hat den Kurfürsten die Sache befohlen (d. h. es wurde bis jetzt erst wegen Martin Luther verhandelt, und der Kaiser habe den Kurfürsten befohlen, der Kirchenneuerung Einhalt zu gebieten). Auch hat man große Mühe und Arbeit alle Tage in den Sachen des Landgrafen von Hessen[1] und seiner Gegner. Aber der Landgraf hat großen Anhang von den Fürsten zu Sachsen, Braunschweig und Brandenburg, und deshalb einen guten Mut und führet einen großen herrlichen Fürstenstand. Er sticht und bricht, hat scharf gerannt und sehr wohl getroffen (auf dem Turnier), treibt groß Spiel mit allen Fürsten zu tausend Gulden (spielt um große Geldsummen) und hat schier

[1] Landgraf Philipp von Hessen geb. 1503 war 1518 zur Regierung gekommen und wurde einer der eifrigsten Förderer der Reformation in Deutschland.

vor allen Fürsten den Preis und Lob mit Trompetern, Kleidern, Hofgesinde, Pferden und anderem Tun.

Der Kaiser macht sich weltselig (lustig), reitet alle Tage auf die Bahn (den Turnierplatz) so man sticht und hat die schönsten Pferde. Diese tun die schönsten Sprünge, wie ich mein Leben lang nie gesehen hab, und ist der Kaiser sehr tätig darauf, daß es jedermann verwundert von ihm. Er war die Fastnacht sehr lustig, davon ich nicht schreiben kann. Steht ihm all sein Tun fast wohl an und ist geschicklich; nur der Mund verstellt ihn gar, ist mir herzlich leid an ihm.

Es ist auch eine Botschaft hier aus der neuen Insel, die am letzten erfunden ist, der trägt köstliche Seide an, aber um den Kopf ist er und seine Diener verschleiert wie eine Zigeunerin, hat einen Schleier, der bei zehn Ellen lang ist. (Ferdinand Cortez sandte dem Kaiser einige Indianer aus Mexiko zur Huldigung.)

An St. Matthias Tag hat man begangen den Geburtstag des Kaisers sehr köstlich mit römischer Gnade und Ablaß (d. h. mit päpstlichem Segen und Sündenvergebung); den ganzen Tag; aber wenig Andacht ist gwest zum Ablaß; denn es ist jedermann martinisch (d. h. die Bevölkerung ist für Martin Luther begeistert).

Es ist allhier zu Worms bei der Nacht nicht gut gehen; ist selten eine Nacht, es werden drei oder vier Menschen ermordet. Es hat der Kaiser einen Profoß (Scharfrichter), der hat über hundert Menschen ertränkt, gehangen und hingerichtet. Es gehet ganz auf römisch hier zu mit Morden und Stehlen. Es ist kein Fasten bei uns; man ißt Fleisch, Hühner, Tauben, Eier, Milch und Käse.

Ich muß aufhören zu schreiben; denn das Papier wird zu kurz, aber ich bitt, ihr wollet diese neue Zeitung allen guten Gesellen sagen und sie lesen lassen. Grüßt mir Weib und Kinder und alle guten Freunde.

Auch wisset, daß viele Herren und fremde Leute hier sterben, die sich alle zu Tode trinken in dem starken Weine.

Gegeben zu Worms
am Donnerstag nach Oculi (7. März) 1521.

Dietrich Butzbach.

22. Luther und die Schweizerstudenten in Jena. 1522.

Johannes Kessler, geb. 1502 zu St. Gallen, studierte zu Basel und Wittenberg Pfarrer, griff aber nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt zum Sattlerhandwerk, weil er glaubte, ein Geistlicher dürfte keine Besoldung annehmen. Unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Wittenberg begann er die Geschichte seiner Zeit, der Reformationsepoche aufzuschreiben, und gab seiner schlichten Chronik den Namen Sabbata weil er nur die Feiertage und Feierstunden zu ihrer Abfassung benutzte. Dieser Sabbata ist die nachfolgende Erzählung entnommen. Sie zeigt uns anschaulich, wie damals im Volke über den Reformator Luther gesprochen wurde.

„Da wir, die heilige Schrift zu studieren, gegen Wittenberg reisten, sind wir nach Jena im Lande Thüringen gekommen nach einem wüsten Gewitter, und nach vielem Umfragen in der Stadt um eine Herberge haben wir keine erhaschen noch erfragen können; überall ward uns Herberge abgeschlagen. Da begegnete uns unter dem Tore ein ehrbarer Mann, sprach freundlich zu uns und wies uns nach dem Wirtshaus zum schwarzen Bären. Und siehe, wie vorher uns alle Wirte Herberge abgeschlagen hatten, so kam hier der Wirt unter die Tür, empfing uns und erbot sich selbst gutwillig, uns zu beherbergen und führte uns in die Stube. Dort fanden wir einen Mann allein am Tische sitzen, und vor ihm lag ein Büchel; er grüßte uns freundlich, hieß uns näher kommen und zu sich an den Tisch setzen. Da bot er uns zu trinken, was wir ihm nicht abschlagen konnten. Als wir so seine Freundlichkeit und Herzlichkeit erkannten, setzten wir uns zu ihm, wie er geheißen, an seinen Tisch, ließen eine Maß Wein auftragen, damit wir der Ehre wegen wiederum auch ihm zu trinken böten. Wir vermeinten aber nicht anders, als es wäre ein Reiter, der nach Landesgewohnheit da saß mit einem roten Lederkäppel, in Hosen und Wams, ohne Rüstung ein Schwert an der Seite. Bald fing er an zu fragen, von wannen wir gebürtig wären. Wir antworteten: „Von St. Gallen“. Da sprach er: „Wollt ihr, wie ich höre, nach Wittenberg, so findet ihr dort gute Landsleute, nämlich Doktor Hieronymus Schurf und seinen Bruder Doktor Augustin.“ Wir sagten: „Wir haben Briefe an sie.“ Da fragten wir ihn wieder; „Mein

Herr, wißt ihr uns nicht zu sagen ob Martinus Luther jetzt zu Wittenberg oder an welchem Orte er sonst sei?“ Antwortete er: „Ich habe gewisse Kundschaft, daß der Luther jetzt nicht zu Wittenberg ist, er wird aber bald dahin kommen. Philipp Melanchthon aber ist dort, er lehrt die griechische Sprache, und andere, die Hebräisch lehren. In Treue rate ich euch, beide zu studieren; denn sie sind notwendig, die heilige Schrift zu verstehen.“ Und als er erfahren, daß wir zu Basel studieret, sagte er: „Wie steht es zu Basel? Ist Erasmus von Rotterdam noch dort?“ Diese Reden kamen uns gar fremd an dem Reiter vor, so daß uns bedünken wollte, es sei eine andere Person als ein gemeiner Reiter. „Lieber“, fragte er uns, „was hält man im Schweizerland von dem Luther?“ Wir antworteten: „Mein Herr, es sind wie allenthalben mancherlei Meinungen; manche können ihn nicht genugsam erheben, und Gott danken, daß er seine Wahrheit durch ihn geoffenbaret und die Irrtümer zu erkennen gegeben hat; manche aber verdammen ihn als einen verruchten Ketzer und vor allem die Geistlichen.“ Da sprach er: „Ich denke mir's wohl.“

Unterdes ging der Tag ganz hinunter, und es wurde sehr dunkel bis der Wirt an den Tisch kam, und mich hinausrief. Da sprach der Wirt zu mir: „Dieweil ich erkenne, daß ihr den Luther zu hören und zu sprechen begehrt: der ist's, der bei euch sitzet.“ Diese Worte nahm ich für Spott und sprach: „Ja, Herr Wirt, ihr wollt mich gern foppen, und meine Neugier durch Luthers Trugbild stillen.“ Er antwortete: „Er ist es gewißlich. Doch tue nicht, als ob du ihn dafür haltest und erkennest.“ Ich ließ dem Wirte Recht, ich konnte es aber nicht glauben. Ich ging wieder in die Stube und setzte mich wieder zu dem Tisch, und hätte es doch gern meinem Gesellen Johann Rütiner gesagt, was mir der Wirt eröffnet hatte. Endlich wandte ich mich zu ihm und raunte heimlich: „Der Wirt hat mir gesagt, der sei der Luther.“ Er wollt es auch, wie ich, nicht glauben, und sprach: „Er hat vielleicht gesagt, es sei der Hutten und du hast ihn nicht recht verstanden.“ Weil mich nun die Reiterkleidung und Gebärde mehr an den Hutten, denn an den Luther, als einen Mönch gemahnten, ließ ich mich bereden, er hätte gesprochen: „es ist der Hutten.“ Was ich deshalb ferner redete, geschah so, als ob ich mit Herrn Ulrich von Hutten redete.

Während dem kamen zwei Kaufleute, die auch allda über

Nacht bleiben wollten, und nachdem sie sich entkleidet und entspornt, legte einer neben sich ein neu eingebundenes Buch. Da fragte Martinus, was das für ein Buch wäre; er sprach: „Es ist Doktor Luthers Auslegung etlicher Evangelien und Episteln, erst neu gedruckt und ausgegangen; habt ihr die nie gesehen?“ (Luthers Bibelübersetzung.) Sprach Martinus: „Sie werden mir auch bald zukommen.“ Sprach der Wirt: „Nun verfügt euch zum Tisch, wir wollen essen;“ wir aber sprachen, der Wirt möchte Nachsicht mit uns haben und uns etwas Besonderes geben. Da sprach der Wirt: „Liebe Gesellen, setzt euch nur zu den Herren an den Tisch, ich will euch anständig halten.“ Da das Martin hörte, sprach er: „Kommt herzu, ich will die Zehrung mit dem Wirt schon abmachen.“ Unter dem Essen sprach Martinus viel schöne Worte, daß die Kaufleute und wir vor ihm verstummten, mehr auf seine Worte, als auf alle Speisen achteten. Unter diesem beklagte er sich, wie gerade jetzt die Fürsten und Herren auf dem Reichstage zu Nürnberg versammelt seien, aber zu nichts mehr geneigt wären, als die gute Zeit mit kostbarem Turnier, Schlittenfahrt, und allerlei Hoffart zu verbringen. Weiter sagte er, er sei der Hoffnung, daß die evangelische Wahrheit mehr Frucht bei unsern Kindern und Nachkommen bringen werde, als an den Eltern, in welche die Irrtümer so eingewurzelt wären, daß sie schwerlich ausgerottet werden möchten. Darnach sagten die Kaufleute auch ihre gute Meinung, und sprach der ältere: „Ich bin ein einfältiger schlichter Mensch, versteh mich auf die Religionshändel nicht besonders; das sprech ich aber, wie ich die Sache ansehe: der Luther muß entweder ein Engel vom Himmel, oder ein Teufel aus der Hölle sein.“ Indem kam der Wirt neben uns, und sprach heimlich: „Martinus hat das Nachtmahl für euch bezahlt.“ Das freute uns sehr, nicht wegen des Geldes, sondern daß uns dieser Mann gastfrei gehalten hatte.

Nach dem Mahl stunden die Kaufleute auf, gingen in den Stall, die Rosse zu versehen. Indes blieb Martinus allein bei uns in der Stube. Da dankten wir ihm, und ließen ihn dabei merken, daß wir ihn für Ulrich von Hutten hielten. Er aber sprach: „Ich bin es nit.“ Dazu kommt der Wirt und Martinus sprach: „Ich bin diese Nacht zu einem Edelmann geworden; denn diese Schweizer halten mich für Ulrich von Hutten.“ Sprach der Wirt: „Ihr seid es nit, aber Martinus Luther seid

ihr.“ Da lächelte er mit solchem Scherz: „Die einen halten mich für den Hutten, ihr für den Luther, bald werde ich wohl gar Till Eulenspiegel werden.“ Nach solchem Gespräch bot er uns die Hand und sprach: „So ihr nach Wittenberg kommt, grüßt mir den Doktor Hieronymus Schurf.“ Sprachen wir: „Wir wollen das gern tun, aber wie sollen wir euch nennen?“ Sprach er: „Saget nichts weiter, als: der kommen wird, läßt euch grüßen, — so versteht er die Worte sogleich.“ Also schied er von uns und ging zu seiner Ruhe.

Am folgenden Tage sind wir auf Naumburg gezogen und bald gen Wittenberg gekommen. Am Samstag sind wir bei dem Doktor Hieronymus Schurf eingekehrt, um unsere Briefe zu überantworten. Wie man uns in die Stube beruft, siehe, so finden wir den Reiter Martinus, ebenso wie zu Jena. Und bei ihm ist Philipp Melanchthon, Dr. Augustin Schurf u. a. Er grüßt uns und lacht, zeigt mit dem Finger und spricht: „Dies ist Philipp Melanchthon, von dem ich euch gesagt habe.“

Nach Richter Quellenbuch z. d. Geschichte. Gekürzt.

23. Der deutsche Bauernkrieg.

Im Jahre 1524 brach ein Aufstand der armen leibeigenen oder hörigen Bauern aus, der sich über ganz Deutschland verbreitete. Schon in den Jahren 1470, 1502 und 1514 waren Bauernaufstände unter dem Namen des „Bundtschuhs“ und des armen Konrad (von „koan Rat = kein Rat“), weil die armen Leute vom Adel wie das Vieh behandelt wurden. Dieser neue Aufstand begann in der Landgrafschaft Stühlingen, hart an der Schweizergrenze, wo Graf Sigismund und seine gnädige Frau mit ihren hochadeligen Fräulein die Bauern als Jagdhunde und zum Einsammeln von Erdbeeren und Schnecken gebrauchten. Schon im Juli erklärten die Bauern, nicht mehr dem Adel, sondern nur dem Kaiser gehorchen zu wollen, und zogen 1200 Mann stark mit einer schwarz-rot-weißen Fahne nach Waldshut im Schwarzwald, wo sich die Bürger ihnen anschlossen. Sie nannten sich die evangelische Brüderschaft und schickten überallhin in Deutschland Boten, und ließen sie verkündigen: „Sie wollten ihren Herren nicht mehr dienstgehorsam sein, keinem als dem Kaiser dienen; diesem wollten sie seinem Tribut geben, er sollte ihnen aber nicht einreden; sie wollten alle Schlösser und Klöster, und was den Namen

geistlich habe, zerstören.“ — Entlaufene Mönche und allzueifrige Prediger reizten die Bauern zu Grausamkeiten und Zerstörungen. In Verhandlungen mit den Reichsrittern stellten sie verschiedene Forderungen. „Sie wollen den Herren weder hagen noch jagen, Wasser und Vögel sollten frei sein. Sie wollen ihre Herde frei laufen lassen dürfen, Büchsen und Armbrust tragen, und weder Jäger noch Forstmeister sollen Gewalt über sie haben. Der Bauer soll nicht mehr zur Fron zu Acker gehen. Mist führen, auch mähen, schneiden, hauen, Heu machen, Getreide und Holz fahren, wollen sie für ihre Herren nicht mehr. Keiner, der verbürgen kann, daß er sich vor Gericht stellen will, soll mehr getürmt und geblockt werden dürfen. Keiner, weder Weib noch Mann, soll mehr gestraft werden, wenn er ohne herrschaftliche Erlaubnis geheiratet hat. Wenn einer einen Selbstmord begangen, soll der Herr sein Gut nicht nehmen; der Herr soll überhaupt keinen beerben, solange noch Verwandte vorhanden sind usw.“ Neben den eifrigsten Predigern, wie dem Wiedertäufer Thomas Münzer und dem Pfarrer von Waldshut, Hubmaier, gewannen auch andere schwäbische Geistliche Einfluß, und verbreiteten seit dem März 1525 die zwölf Artikel der Bauernschaft in ganz Deutschland. Diesen Artikeln stimmte das niedere Volk des ganzen Landes bei; sie verlangten eigentlich nichts anderes, als daß das in der Kirche gepredigte Evangelium auch das Gesetz des Staates sei, daß die im Evangelium dargestellte Gleichheit aller Christen wirklich durchgeführt werde.

Solche Forderungen waren aber nicht erfüllbar. Die Fürsten und großen Städte, die anfangs gegen die Bauernrevolution ganz wehrlos waren, sammelten ihre Kräfte zur blutigen Vernichtung der Aufrührer. Luther, anfangs für die Sache der Bauern, forderte in einem Sendschreiben „wider die mörderischen Rotten der Bauern“ den Adel zum Kampfe auf. Der schwäbische Bund rüstete zwei Heere gegen sie. An der obern Donau wurde zuerst ein Bauernhaufen von 6—7000 Mann von den Rittern besiegt, Gefangene und Flüchtlinge von der erbitterten Ritterschaft qualvoll hingemordet. Daraufhin vergalten die Bauern im Odenwald und Neckartal die Niedermetzelung ihrer Genossen mit blutigen Greueln gegen Adel und Pfaffen.

Im Schlosse von Weinsberg wohnte der mit einer Tochter Kaiser Maximilians I. vermählte Graf von Helfenstein. Dieser

entbot, als er von Stuttgart zurückkehrend die ganze Gegend von aufrührerischen Bauern besetzt fand, seine Ritter zu sich, welche die Bauern, wo sie diese trafen, niederstachen. Am 16. April 1525 unternahmen daher die Bauern einen Sturm auf das Städtchen Weinsberg, und eroberten es im Einverständnisse mit den Bürgern. Darauf ermordeten sie die Ritter genau so, wie die Bauern an der Donau gemordet worden waren. Weder das Anerbieten eines Lösegeldes von 30,000 Gulden, noch die fußfälligen Bitten der Gemahlin Helfensteins konnten die Unglücklichen retten: alle die vornehmen Gefangenen, etwa 70 an der Zahl, wurden, wie man dies nannte, durch die Spieße gejagt.

Im folgenden Monat erlitten die Bauern Württembergs, etwa 20 Tausend, eine blutige Niederlage. Sie hatten bereits kriegstüchtige Hauptleute und Geschütz gewonnen, und leisteten fast drei Stunden einen erbitterten Widerstand. Auch hier wüteten die adeligen Sieger, wie wenn die Türken oder Hunnen ins Land gebrochen wären; sie kämpften wie die Türken, um Sklaven zu haben, welche für sie arbeiteten und, gleich dem Gewürme kriechend, ihnen dienten; denn sie fanden es frevelhaft und gottlos, daß sich Bauern gegen ihre Herren zu empören wagten. Der letzte große Kampf fand Anfangs Juni 1525 bei Königshofen an der Tauber statt. Wohl 6000 Bauern fielen, trotz bewundernswürdiger Tapferkeit und Ausdauer. Am ärgsten hauste der Markgraf von Brandenburg, der einmal 58 Personen teils die Finger abhacken, teils die Augen ausstechen ließ. Auch im Sundgau, in Lothringen und im Bistum Trier wurden die Bauern mit barbarischer Grausamkeit für ihre Erhebung bestraft.

So war die Bauernschaft niedergeworfen. Ihr Traum, die Freiheit des Christentums wahr zu machen und wie die Bauern der Eidgenossenschaft freie Staatswesen zu bilden, war in Strömen von Blut grausam erstickt worden. Kein Wunder, wenn in diesem Lande auch später die Bevölkerung unfähig war, Gut und Blut zu verteidigen, und im 30jährigen Kriege hülflos die Greuel fremder Heere erduldete.

Gekürzt n. Schlosser.

24. Wilhelm Farel.

Wilhelm Farel wurde um das Jahr 1489 zu Gap in Südostfrankreich als Sohn angesehener Eltern geboren. Er sollte

Offizier werden und studierte in Paris, wo er mit der reformierten Lehre vertraut wurde. Eine Weile lebte der Gelehrte beim Bischof von Meaux, der ebenfalls der Reformation freundlich gesinnt war. Aber das Leben an diesem geistlichen Fürstenhofe verleidete Farel bald; er kehrte nach Südfrankreich zuzück, um dort das Evangelium zu predigen. Allein der Erfolg entsprach nicht seinen Wünschen. Seine Landsleute fanden die neuen Lehren gotteslästerlich und statt des Beifalls erntete er Verfolgungen. In Wäldern, Hainen und Sümpfen hat er umher irren müssen, bis die immer heftiger werdende Verfolgung ihn nötigte, sein Vaterland zu verlassen. Seit dem Ende des Jahres 1523 finden wir ihn in den benachbarten deutsch-schweizerischen Gebieten, auch hier mit allem Eifer für sein Evangelium tätig. Als stürmischer Apostel der neuen Lehre, obgleich nicht einmal der deutschen Sprache mächtig, zieht er von Stadt zu Stadt, bald lateinisch, bald in französischer Sprache predigend. Konstanz, Zürich, Schaffhausen, insbesondere aber Basel, Straßburg und Mömpelgard waren Zeugen seines Eifers. In Zürich besuchte er Ulrich Zwingli, der ihn durch sein einfaches, offenes Wesen vollständig gewann. Es war ganz nach Farels Geschmack, daß der Reformator bei ihrem ersten Zusammentreffen sich alle Komplimente und weitläufigen Höflichkeitsformeln verbat. In Basel, wo er zuerst sein Glück versuchte und freundliche Aufnahme fand, erregte er nach wenigen Monaten durch Vorlesungen und Predigten so großen Anstoß, daß er auf Beschluß des Rates ausgewiesen wurde. In Mömpelgard schleuderte er einst einem Geistlichen bei einer Prozession die Reliquien aus der Hand und warf sie ins Wasser. „Du bist ausgesandt, das Evangelium zu verkünden, nicht Schmähungen auszustoßen“, schrieb ihm einst Ökolampad, der Reformator von Basel. Doch konnte kein Reformierter dem rauhen, derben, opferwilligen Streiter zürnen, alle anerkannten ihn als ein brauchbares Werkzeug der Reformation.

Bis zum Jahre 1526 war aber Farels Wirksamkeit eine geringe. Erst als er, heimlich, dann offen von Bern unterstützt, in der jetzigen französischen Schweiz zu wirken begann, zeigten sich die Früchte seiner rastlosen Tätigkeit. Der „welsche Luther“ trat aber auch in diesen Gegenden leidenschaftlich und ungestüm, ja roh und gewalttätig auf.

Wo der kleine, häßliche Mann mit seinem sonnengebräunten Gesicht, roten Bart und struppigen Haar erschien und Gottes

Wort verkündigte, waren Kampf und Sturm unausbleiblich. Selten, daß eine seiner Predigten ohne Tumult endete. Es war seine Lust, den Zorn der Gegner herauszufordern, unter wildem Lärm das Wort zu ergreifen, und mit donnerähnlicher Stimme die Rufe der Menge zu übertönen. Noch während der Priester am Altare steht, oder die Geistlichen im Chor singen, dringt er mit seinem Anhang in die Kirche ein, besteigt die Kanzel und predigt gegen das Papsttum. Von allen Seiten liefen bald Klagen und Beschwerden in Bern ein über diesen rohen, unduldsamen, bilderstürmerischen Evangelisten. An mehr als einem Orte erhob sich die katholische Bevölkerung gegen den verhaßten Neuerer. Die Geistlichkeit bot alle Kräfte gegen ihn auf; das Landvolk rottete sich zusammen. Wiederholt wurde er auf seinen Wanderungen überfallen, mit Schlägen und Fußtritten behandelt oder gar ins Gefängnis abgeführt. Allein weder Kerker noch Mißhandlung konnten seinen Mut brechen: mit den noch frischen Wundmalen ging er unverdrossen wieder ans Werk, und diese seine Ausdauer, sowie der Schutz der Berner Behörden, die ihren „geliebten Farel“ in keiner Gefahr verließen, verschafften ihm schließlich fast überall den Sieg. In einer Reihe von Ortschaften, in Aigle, Murten, Neuenburg, Valangin, Münster ist die Reformation durch Farel eingeführt, in andern durch ihn begonnen worden. In Neuenburg, wo er am 13. September 1565 starb, steht sein Denkmal.

Nach Kampschulte.

Zu C I, II, III, IV. Bearbeiter: *R. Wirz,* Winterthur.

25. Die Austreibung der Locarner. 1555.

Ein beträchtlicher Teil der Bewohner Locarnos hatte sich der Reformation zugewandt. Darunter waren die vornehmsten Aloisius v. Orelli, die Brüder Muralto und der Rechtsgelehrte Duno. Die glaubenseifrige Geistlichkeit reklamierte wegen dieser Ketzerei beim katholischen Landvogt und dieser erbat sich Verhaltungsmaßregeln von Seiten der VII katholischen Kantone. Die Antwort war: „Strenge Unterdrückung der Neuerung“, und damit begannen die Leidenstage der evangelischen Locarner. Als ein Landvogt von Zürich den alten ablöste, kamen wieder etwas bessere Tage; aber diese Milde veranlaßte die katholischen Orte, auf der Tagsatzung strenge

Beschlüsse durchzusetzen. Sie vertraten den Standpunkt, daß auch in Glaubenssachen die Mehrheit gelte und trotz des energischen Widerstrebens Zürichs wurde das Urteil gefällt: „Die Locarner hätten zum alten Glauben zurückzukehren, oder auszuwandern.“ Diese harten Maßregeln waren besonders dem päpstlichen Gesandten, dem Bischof Riperta, der auf der Tagsatzung erschien, zu verdanken.

Mitten im Winter, am 12. Januar 1555, nach äußerst gefahrvoller Reise über den Gotthard, erschienen die Gesandten der sieben Orte in Locarno, um das Urteil zu vollziehen. Von den Reformierten nahm niemand an der Fahrt teil, weil das Volk gegen die Bestrafung der Glaubensgenossen murrte.

Alle evangelischen Männer und Frauen erschienen vor den Gesandten; die Männer traten nach ihrem Alter gereihet in den Saal, ihnen folgten paarweise die Gattinnen, die ihre furchtsam sich anschmiegenden Kinder an der Hand führten oder die kleineren auf den Armen trugen, die schüchtern ihre Gesichter vor der unbekannten Menge am Hals ihrer Mütter zu verbergen suchten. Nach diesen kamen die Töchter; alle, reinlich gekleidet, zeigten in ihren Geberden Anstand und Ehrfurcht, aber auch die feste Unerschrockenheit, die das Bewußtsein der Schuldlosigkeit und hoher religiöser Sinn einflößen. Duno war der Sprecher, er legte das Glaubensbekenntnis der neuen Lehre ab und bat um Duldung in der väterlichen Stadt. Kaum aber hatte er ausgeredet, so fuhr ihn einer der Gesandten an: „Wir sind nicht da, eure Sekte anzuhören, sondern euch zu richten.“ Und als die Reformierten standhaft die Rückkehr zum alten Glauben verweigerten, las man ihnen das Verbannungsurteil vor und einer aus der Gesandtschaft verabschiedete sie mit den spottenden Worten: „Geht jetzt und rüstet euren Fastnachtzug.“

Aber der Auszug sollte nicht ungestört vor sich gehen. Am folgenden Tage hielt jener Bischof Riperta, begleitet von zwei Mönchen, seinen Einzug in Locarno. Die Ketzer sollten bekehrt oder, wenn dies mißlang, vernichtet werden. Die Mönche machten sich an die Vornehmsten der Reformierten heran — ohne Erfolg. Der Bischof selbst suchte die Frauen, die er zu sich beschied, zu gewinnen; aber standhaft wiesen sie alle Bekehrungsversuche zurück. Bei den Gesandten beschuldigte der geärgerte, erzürnte Kirchenfürst die Frauen der Lästerung der Messe und der Heiligen und verlangte, daß,

wenn nicht alle, doch die Muralto ins Gefängnis geführt werde. Die Häuser der Edelleute waren fast alle an den Ufern des Sees gebaut und mit heimlichen Ausgängen versehen, die ihren Ursprung in den unruhigen Kriegszeiten hatten. Muraltos Haus lag gleichfalls am Ufer; eine kleine Tür, die an dasselbe ging, war inwendig durch einen Schrank verdeckt, in welchem aufgehängte Kleider verbargen, daß hier ein Ausgang sei.

Als die Häscher in Muraltos Wohnung anlangten, trafen sie die Frau im Zimmer, wie sie sich eben die Haare kämmen ließ. Auf die Aufforderung, mit ihnen auf das Schloß zu gehen, verlor sie Mut und Besinnung nicht; sie begehrte nur einige Augenblicke, um sich umzukleiden, ging in das anstoßende Gemach, öffnete langsam den Schrank, stieg mit fliegender Eile in denselben hinein und durch ein weggeschobenes Brett und die kleine Türe in das Schiff, und ruderte mit allen Kräften dem jenseitigen Ufer zu.

Die Häscher, die eine Weile gewartet hatten, traten in die Kammer, in welcher ihre Gefangene sein sollte und fanden nichts als den offenen Kleiderschrank; das Brett war wieder vorgeschoben und keine andere Türe da. Die Flucht war ihnen so unbegreiflich, daß sie der festen Überzeugung waren, die Frau habe einen Vertrag mit dem Teufel geschlossen, der sie durch das vergitterte Fenster hinweggeführt. Dieses zu bezeugen, eilten sie aufs Schloß. Als sie auf die Straße kamen, löste sich das Rätsel: sie sahen die Frau im Schiff in voller Arbeit und schon eine gute Strecke vom Ufer entfernt. Man lachte über die erschrockenen und betrogenen Häscher.

Aber der Bischof fand die Sache nicht spaßhaft; er klagte bei den Gesandten über das frevelhafte Beginnen. Um ihn zu begütigen, wurden die Häscher aufs neue abgesandt, die andern Frauen in Verhaft zu nehmen; aber diese waren noch zu rechter Zeit entwichen.

Der Bischof schnaubte und verlangte, daß die Männer an ihrer Statt haften und ihre Vermögen eingezogen werden sollten. Das erstere gaben die Gesandten nicht zu; aber sie befahlen, das Weibergut wegzunehmen, jedoch nicht zu Handen der Kirche, wie der Bischof gemeint hatte.

Und doch sollte Ketzerblut fließen. Seit längerer Zeit saß Nikolaus Grächus im Gefängnis, da man ihm Lästerung der heiligen Mutter Gottes vorwarf. Bischof Riperta sorgte dafür, daß er nun in den Gesandten strenge Richter fand.

Weder die Fürsprache der reformierten, noch die der katholischen Locarner vermochte den Angeklagten zu retten. So wurde denn Gräcus dem herbeigeströmten Landvolk zum Schauspiel mit dem Schwerte gerichtet.

Den erschreckten Reformierten wurde mitgeteilt, daß sie bis zum 3. März bei Lebensstrafe das Land zu räumen hätten. Alle Bitten, den Zeitpunkt über den harten Winter hinaus zu verschieben, wurden abgeschlagen. Der Abschied wurde den Unglücklichen durch verschiedene Umstände verbittert. Mit großem Bekehrungseifer machte man sich an die Männer, deren Frauen katholisch blieben, oder an Frauen, die zu den Reformierten hielten, während ihre Männer am alten Glauben hingen. Ja, einige Tage vor der Abreise wurden fünf Kinder heimlich entführt und erst den strengen Nachforschungen, welche der zürcherische Landvogt veranstaltete, gelang es, die Geraubten ihren Eltern wieder zuzuführen.

Der gefürchtete 3. März war angebrochen. In der Nacht war viel Schnee gefallen; die Kälte war für die Jahreszeit ungewohnt streng; dennoch hatte sich vor Anbruch des Tages das Landvolk in Menge in den Flecken gedrängt, um die Abreise der Verwiesenen sich anzusehen. Die Gassen waren voll von Menschen; vor den Häusern der Reformierten wurden die Saumrosse beladen. Die Menge des herumliegenden Gepäcks erregte bei dem Landvolk die Begierde zu plündern. Einer schrie aus dem Haufen: „Dieser ist mir noch schuldig“; andere schrien nach; der Landvogt mußte dazwischen treten; die Evangelischen eilten, die Heimat zu verlassen.

Ein Kranker, Antonio Trevanus, und eine Frau, die vor kurzem Mutter geworden war, hatten vom Landvogt die Erlaubnis erhalten, noch einige Tage zu bleiben; ein Priester bemerkte, daß sie beim Abzuge fehlten; er machte Lärm; begleitet von dem Pöbel stürzte er in die Wohnungen und schleppte die Halbtoten auf die Gasse. Diese Grausamkeit brach den Evangelischen das Herz. Bis jetzt hatte man bei ihnen keine Träne fließen sehen. Nun war ein lautes Weinen und klagend schieden sie von ihrem Vaterlande mit seinen lieben Jugenderinnerungen, wo sie Ehegatten, Eltern, Kinder, Geschwister, Freunde, Ehren und Güter zurückließen. Die beiden Kranken wurden so sorgfältig behandelt, als es die Umstände erlaubten; aber dennoch hielt es die Frau nur wenige Stunden aus; das Kind verschied in den Armen der

ächzenden Mutter und wenige Augenblicke darnach starb auch sie, eben da sie, einen Trunk labenden Wasser zu nehmen, sich aufrichten wollte. Trevanus bat seine Träger, ihn liegen zu lassen, da er fühle, daß sein Ende nahe sei; kaum hatte er ausgeredet, so verließ auch ihn das Leben.

Die Übrigen erreichten, vor Kälte und Müdigkeit beinahe erstarrt, mit einbrechender Nacht das erste bündnerische Dörfchen Roveredo; hier wurden sie freundlich empfangen, gastlich bewirtet, so gut es die Dorfleute vermochten und eingeladen, zu bleiben, bis die Kälte nachgelassen und die Bergstraßen ohne Gefahr zu bereisen wären. So blieben die Ausgetriebenen bis Anfang Mai in diesem kleinen, friedlichen Dorfe. Am 1. Mai verließen sie das gastliche Roveredo und bestiegen mutvoll und voller Freude, eine sichere Ruhestätte zu finden, die rauhen Gebirge; es begegnete ihnen kein Unfall; überall, wo sie Herberge suchten, wurden sie gütig aufgenommen. Den 12. Mai 1555 kamen sie, 126 an der Zahl, in Zürich an. Dieser Tag war ein Festtag für die ganze Stadt; sobald man die Schiffe von ferne kommen sah, begab sich eine Menge Bürger ans Gestade, um die fremden Ankömmlinge zu empfangen und ihnen Herberge und Hilfe anzubieten.

Als sie ausstiegen, entstand ein edler Wetteifer unter den Zürchern, wer einen von diesen Fremdlingen mitnehmen dürfte. Wie jubelte es jetzt in den lange geängstigten Gemütern! Das waren nicht die rauhen Gebirge und die unfruchtbaren Ebenen, wie sich die meisten Locarner die innere Schweiz vorgestellt hatten: ihre neue Heimat war das schöne Zürich; weithin die fruchtbaren Rebengelände und der liebliche See; aber noch mehr; da waren edle, mitleidige Menschenherzen, die der Not ihrer Brüder sich erbarmten und den Verstoßenen gerne eine Zufluchtstätte bereiteten.

Nach Heinrich Lang: Religiöse Charakterbilder.

26. Schreiben Luzerns an den Papst nach der Schlacht von Villmergen 1712.

(Auszug.)

Der Papst hatte Luzern Vorwürfe gemacht, daß es sich einen schimpflichen Frieden gefallen lassen wollte und den Ort zu fernerem Widerstand ermuntert.

Heiligster Vater! In den drei Briefen Ihrer Heiligkeit lasen wir mit großer Betrübnis die Beschuldigung, als hätten

wir, von eitler Furcht ergriffen, unsere Pflicht nicht erfüllt, der wahren Religion die tiefste Wunde geschlagen und durch diese Feigheit uns selbst mit Schmach und Schande bedeckt. Diese treulose, immerdar fortdauernde Anschwärzung ist es, was uns außerordentlich schmerzt und kränkt. Denn selbst die Feinde, auch gegen Feinde gerecht, wagen es nicht, uns solcher Fehler zu beschuldigen und für das Gegenteil spricht doch wohl laut genug unser Blut, welches reichlich in wiederholtem Kampfe mit den Feinden geflossen. Der ungünstige Erfolg des ersten Treffens muß lediglich der Kampflust und dem Eifer unserer Truppen zugeschrieben werden, welche, auf die Befehle der Anführer nicht achtend, zügellos und unbesonnen auf die Feinde losstürmten. Und wie hätte die zweite Schlacht anders als höchst unglücklich endigen können? Das Volk, durch die Geistlichen vorzüglich, unter dem Deckmantel der Religion zur Empörung verleitet, kündigte seinen rechtmäßigen Oberen den Gehorsam auf, drohete, raubgierig und wütend, den Anführern Mord, unserer Stadt aber Zerstörung und Verderben und entzog uns hierdurch ohne Zweifel den Segen des Himmels.

.... Dem Frieden, zu welchem die gegenwärtigen Verhältnisse und Umstände uns zwingen, fügen wir uns, unwilligen Herzens. Sobald Recht und günstige Gelegenheit es wieder gestatten, werden wir freudigen Mutes, was Männer geziemt, leisten und vor aller Welt Beweise unserer Gottesfurcht und Vaterlandsliebe ablegen.

.... Endlich ersuchen wir Eure Heiligkeit dringend, den Herrn Nuntius von seiner hiesigen Stelle abzurufen und aus der Schweiz zu entfernen. Denn er trägt die ganze Schuld unseres Unglücks; er hat auch die Fortsetzung des Krieges mit gesetzwidrigem und ungestümem Eifer betrieben, durch Aufhetzung der Geistlichkeit vermittelst eines anhaltenden Briefwechsels, durch Aufwiegelung des unruhigen Pöbels, der keine Rechte des Krieges anerkennt und durch die Beihülfe anderer berüchtigter Personen, mit welchen der gemeldete Herr Nuntius die Maßregeln zur Führung dieses Krieges festgesetzt und verabredet hatte, ohne den vernünftigen Vorstellungen weiser Männer Gehör zu geben. Auf solche Art hat er uns in die gegenwärtige unglückliche Lage gestürzt, den wahren Glauben in die größte Gefahr und unsern Staat, durch den Aufruhr der Untertanen, an den Rand des Unterganges geführt. Es ist uns daher unmöglich, fernerhin mit

gehörigem Vertrauen unsere Anliegen dem heiligem Stuhle durch eben jenen Mann zu eröffnen und mitzuteilen, der uns, wenn nicht in das äußerste Verderben gebracht, doch gewiß einen unersetzlichen Schaden zugefügt hat. Indessen wollen wir nun dieses alles, sowie die vielen andern unrühmlichen Schritte, die sich der Herr Nuntius bei verschiedenen Anlässen erlaubte, mit Stillschweigen übergehen, um Eurer Heiligkeit nicht länger beschwerlich zu fallen, deren heilige Füße wir mit tiefster Verehrung küssen.

Untertänigste und gehorsamste Söhne und Diener,
Schultheiß und Rat der Stadt und Republik Luzern
in der Schweiz.

Gegeben zu Luzern, den 13. August 1712.

Öchslis Quellenbuch.

Zu welch unerhörten Taten der Streit über den richtigen Weg zur Seligkeit führte, zeigt

27. Die Pariser Bluthochzeit 1572.

Der angesehenste und einflußreichste Hugenottenführer war der Admiral Coligny, ein Mann aus einem der ersten Geschlechter und schon in vorgerückten Jahren. Selbst dem schwachen und unselbständigen König Karl IX. nötigte er Achtung und Bewunderung ab. Dieser zog ihn nach dem Friedensschlusse an seinen Hof, zeichnete ihn vor allen andern aus und unternahm nichts ohne seinen Rat.

Diese glänzende Stellung des Admirals erfüllte die Mutter des Königs, Katharina von Medici, eine Italienerin, mit großer Sorge, da sie fürchtete, ihren Einfluß auf den Sohn zu verlieren. Sie sammelte nun ihre Vertrauten, vor allem die Guise, um sich, und der Tod des gefährlichen Mannes wurde beschlossen.

Zahlreich hatten sich die Hugenotten zum Ehrentage ihres vornehmsten Führers Heinrich von Bourbon in Paris eingefunden; die edelsten Geschlechter waren vertreten. Am 17. August wurde die Vermählung mit Margaretha von Valois, der Schwester des Königs, vollzogen. Im Gefühle völliger Sicherheit verlebten sie die darauf folgenden Freudentage. Als aber am 22. der Admiral an einem den Guisen gehörenden Hause vorbeiritt, schoß ein gedungener Mörder durch das Fenster auf den Ahnungslosen. Die Kugel traf aber nur den

Arm. — Der mißlungene Anschlag brachte die Urheber in die größte Gefahr. In trotzigem Tone verlangten die hugenottischen Edelleute Rache und Sühne. Der König selber geriet in den heftigsten Zorn und befahl eine strenge Untersuchung. Katharina aber entschloß sich, alle Gegner auf einen Schlag zu vernichten. Nicht nur der verwundete Coligny, der nach seiner Wiedergenesung ihrem Einfluß gefährlich werden mußte, sondern die gesamte in Paris anwesende hugenottische Führerschaft sollte fallen. Dem schwachen Sohn, der anfangs widerstrebte, wußte sie klar zu machen, daß das Wohl Frankreichs und sein eigenes, die Tat verlange, da die Hugenotten schon wieder auf einen Religionskrieg sich vorbereiten. Und der Schwächling gab nach: „Bei Gottes Tod, der Admiral soll sterben und mit ihm alle Hugenotten, damit keiner übrig bleibt, der mir Vorwürfe macht.“

Mit teuflischer Überlegung und Planmäßigkeit wurden die Anordnungen zu der entsetzlichen Tat getroffen. Die Tore der Stadt wurden geschlossen und sorgsam bewacht. Keiner sollte entrinnen. Die königlichen Garden, Schweizer und Franzosen wurden unterrichtet, die fanatische Bevölkerung bewaffnet. Eine weiße Armbinde und ein Kreuz am Hute schützte die Katholiken vor Verwechslung.

Um Mitternacht des 14. August ertönte die Sturmglocke, das verabredete Zeichen zur schauerlichen Blutarbeit. Mit wüstem Geschrei stürzten die Mörderbanden in die Quartiere der schlafenden Hugenotten. Das erste Opfer war Coligny. In seinem eigenen Gemach stieß man ihn nieder; der noch lebende Körper wurde durch das Fenster auf das Pflaster, zu Füßen der dort harrenden Guise geworfen. Alle seine tapferen Freunde, Kampfgenossen vieler Schlachten, frohe südländische Gesellen, fielen ohne Gegenwehr in unehrlichem Kampfe. Die engen Straßen ertönten von Gewehrschüssen und Schwerthieben, von wildem Mordgeschrei, vom Stöhnen der Verwundeten, vom Wehklagen der Sterbenden und Angstruf der Angegriffenen.

Aus dem „Amulet“ von C. F. Meyer: (Ein reformierter Berner erzählt):

Schon im Hofe des Louvre bot sich meinen Augen ein schrecklicher Anblick. Die Hugenotten vom Gefolge des Königs von Navarra lagen hier, frisch getötet, manche noch röchelnd, in Haufen übereinander. Längs der Seine weiter

eilend, begegneten wir auf jedem Schritte einem Gräuel. Hier lag ein armer Alter mit gespaltenem Schädel in seinem Blute, dort sträubte sich ein totenblaßes Weib in den Armen eines rohen Lanzenknechtes. Eine Gasse lag still wie das Grab, aus einer andern erschollen noch Hilferufe und mißtönige Sterbeseufzer.

Ich aber, unempfindlich für die unfaßbare Größe des Elendes, stürmte wie ein Verzweifelter vorwärts nach dem Hause des Rats, die Augen unverwandt auf seine Fenster gerichtet. An einem derselben wurden ringende Arme sichtbar, eine menschliche Gestalt mit weißen Haaren ward hinausgedrängt. Der Unglückliche, es war Chatillon (ein Verwandter des Admirals), klammerte sich einen Augenblick noch mit schwachen Händen an das Gesims, dann ließ er los und stürzte auf das Pflaster. An dem Zerschmetterten vorüber, erklomm ich in wenigen Sprüngen die Treppe und stürzte in das Gemach. Es war mit Bewaffneten gefüllt und wilder Lärm erscholl aus der offenen Türe des Bibliothekzimmers. Ich bahnte mir mit meiner Halebarte den Weg und erblickte Gasparde, in eine Ecke gedrängt und von einer gierigen, brüllenden Meute umstellt, die sie, mein Pistol in der Hand und bald auf diesen, bald auf jenen zielend, von sich abhielt. Sie war farblos, wie ein Wachsbild und aus ihren weitgeöffneten Augen sprühte ein schreckliches Feuer.

Alles vor mir niederwerfend, mit einem einzigen Anlaufe, war ich an ihrer Seite und „Gott sei Dank, du bist es“, rief sie noch und sank mir dann bewußtlos in die Arme.

Unterdessen war Boccard (ein Freund aus der Schweizergarde) mit dem Schweizer nachgedrungen. „Leute!“ drohte er, „im Namen des Königs verbiete ich Euch, diese Dame nur mit einem Finger zu berühren! Zurück, wem das Leben lieb ist! Ich habe Befehle, sie ins Louvre zu bringen!“ — Er war neben mich getreten und hatte die ohnmächtige Gasparde in den Lehnstuhl des Rats gelegt.

Da sprang aus dem Getümmel ein scheußlicher Mensch mit blutigen Händen und blutbeflecktem Gesicht hervor. „Lug und Trug!“, schrie er, „das, Schweizer? — Verkappte Hugenotten sind's und von der schlimmsten Sorte. Schlagt tot! Es ist ein verdienstliches Werk, diese schurkischen Ketzer zu vertilgen!“

Und der Verwilderte warf sich auf mich.

„Bösewicht,“ rief Boccard, „Dein Stündlein ist gekommen! Stoß zu, Schadau!“ Rasch drängte er mit geschickter Parade die ruchlose Klinge in die Höhe und ich stieß dem Buben mein Schwert bis an das Heft in die Brust. Er stürzte.

Ein rasendes Geheul erhob sich aus der Rotte.

„Weg von hier!“ winkte mir der Freund. „Nimm Dein Weib auf den Arm und folge mir!“

Jetzt griffen Boccard und der Schweizer mit Hieb und Stoß das Gesindel an, das uns von der Türe trennte und brachen eine Gasse, durch die ich, Gasparde tragend, schleunig nachschritt. Wir gelangten glücklich die Treppen hinunter und betraten die Straße. Hier hatten wir vielleicht zehn Schritte getan, da fiel ein Schuß aus einem Fenster. Boccard schwankte, griff mit unsicherer Hand nach dem Medaillon, riß es hervor, drückte es an die erblassenden Lippen und sank nieder.

Er war in die Schläfe getroffen. Der erste Blick überzeugte mich, daß ich ihn verloren hatte, der zweite, nach dem Fenster gerichtet, daß ihn der Tod aus meinem Reiterpistol getroffen, welches Gaspardes Hand entfallen war und das jetzt der Mörder frohlockend emporhielt. Die scheußliche Horde an den Fersen, riß ich mich mit blutendem Herzen von dem Freunde los, bei dem sein treuer Soldat niederkniete, bog um die nahe Ecke in das Seitengäßchen, wo meine Wohnung gelegen war, erreichte sie unbemerkt und eilte durch das ausgestorbene Haus mit Gasparde hinauf in meine Kammer.

Auf der Flur des ersten Stockes schritt ich durch eine breite Blutlache. Der Schneider lag ermordet, sein Weib und seine vier Kinder, am Herd in ein Häuflein zusammengesunken, schliefen den Todesschlummer. Selbst der Pudel, des Hauses Liebling, lag verendet bei ihnen. Blutgeruch erfüllte das Haus. Die letzte Treppe ansteigend, sah ich mein Zimmer offen, die halb zerschmetterte Tür schlug der Wind auf und zu.

Hier hatten die Mörder, da sie mein Lager leer fanden, nicht lange geweilt, das ärmliche Aussehen meiner Kammer versprach ihnen keine Beute. Meine wenigen Bücher lagen zerrissen auf dem Boden zerstreut.

Ich hatte Gasparde auf mein Lager gebettet, wo die Bleiche zu schlummern schien und stand neben ihr, überlegend, was zu tun sei. Sie war unscheinbar, wie eine Dienerin gekleidet, wohl in der Absicht, mit ihrem Pflegevater zu entfliehen. Ich trug die Tracht der Schweizergarde. Ein wilder

Schmerz bemächtigte sich meiner über all das frevelhaft vergossene, teure und unschuldige Blut. „Fort aus dieser Hölle!“ sprach ich halblaut vor mich hin.

„Ja, fort aus der Hölle!“ wiederholte Gasparde, die Augen öffnend und sich auf dem Lager in die Höhe richtend. „Hier ist unsers Bleibens nicht! Zum ersten nächsten Tore hinaus!“

„Bleibe noch ruhig!“ erwiderte ich. „Unterdessen wird es Abend und die Dämmerung erleichtert uns vielleicht das Entrinnen etc. etc. (Die Flucht gelang infolge Begünstigung durch einen das Tor bewachenden, bekannten Hauptmann).

Drei Tage dauerte das unmenschliche Morden, das auch seinen Weg durch die übrigen Städte Frankreichs nahm.

Mit lautem Jubel begrüßten die Katholiken aller Länder die teuflische Tat. Der Papst feierte das Ereignis mit Dankgottesdienst und Prozessionen; zur ewigen Erinnerung ließ er eine Denkmünze schlagen. Nach Georg Weber u. C. F. Meyer.

28. Die Füße im Feuer.

Wild zuckt der Blitz. Im fahlen Lichte steht ein Turm.
Der Donner rollt. Ein Reiter kämpft mit seinem Roß,
Springt ab und pocht ans Tor und lärmt. Sein Mantel saust
Im Wind. Er hält den scheuen Fuchs am Zügel fest.
Ein schmales Gitterfenster schimmert golden hell,
Und knarrend öffnet jetzt das Tor ein Edelmann . . . .
„Ich bin ein Knecht des Königs, als Kurier geschickt
Nach Nîmes. Herbergt mich! Ihr kennt des Königs Rock.“
„„Es stürmt. Mein Gast bist du. Dein Kleid, was kümmert's mich?
Tritt ein und wärme dich! Ich sorge für dein Tier!““
Der Reiter tritt in einen dunkeln Ahnensaal,
Von eines weiten Herdes Feuer schwach erhellt,
Und je nach seines Flackerns launenhaftem Licht
Droht hier ein Hugenott im Harnisch, dort ein Weib,
Ein stolzes Edelweib aus braunem Ahnenbild . . . .
Der Reiter wirft sich in den Sessel vor dem Herd
Und starrt in den lebend'gen Brand. Er brütet, gafft . . . .
Leicht sträubt sich ihm das Haar. Er kennt den Herd, den Saal...
Die Flamme zischt, zwei Füße zucken in der Glut.

Den Abendtisch bestellt die greise Schaffnerin
Mit Linnen blendendweiß. Das Edelmägdlein hilft.

Ein Knabe trug den Krug mit Wein. Der Kinder Blick
Hangt schreckensstarr am Gast und hangt am Herd entsetzt ....
Die Flamme zischt. Zwei Füße zucken in der Glut.
— „Verdammt! Dasselbe Wappen! Dieser selbe Saal!
Drei Jahre sind's .... Auf einer Hugenottenjagd ....
Ein fein, halsstarrig Weib .... ‚Wo steckt der Junker? Sprich!‘
Sie schweigt. ‚Bekenn!‘ Sie schweigt. ‚Gib ihn heraus!‘
Sie schweigt.
Ich werde wild. Der Stolz! Ich zerre das Geschöpf ....
Die nackten Füße pack' ich ihr und strecke sie
Tief mitten in die Glut .... ‚Gib ihn heraus!‘ ....Sie schweigt ....
Sie windet sich .... „Sahst du das Wappen nicht am Tor?
Wer ließ dich hier zu Gaste gehen, dummer Narr?
Hat er nur einen Tropfen Bluts, erwürgt er dich.“
Ein tritt der Edelmann. „„Du träumst! Zu Tische, Gast““....

Da sitzen sie, die drei in ihrer schwarzen Tracht!
Und er. Doch keins der Kinder spricht das Tischgebet.
Ihn starren sie mit aufgeriss'nen Augen an —
Den Becher füllt und übergießt er, stürzt den Trunk,
Springt auf: „Herr, gebet jetzt mir meine Lagerstatt!
Müd bin ich wie ein Hund!“ Ein Diener leuchtet ihm,
Doch auf der Schwelle wirft er einen Blick zurück
und sieht den Knaben flüstern in des Vaters Ohr ....
Dem Diener folgt er taumelnd in das Turmgemach.

Fest riegelt er die Tür. Er prüft Pistol und Schwert.
Gell pfeift der Sturm. Die Diele bebt. Die Decke stöhnt.
Die Treppe kracht .... Dröhnt hier ein Tritt? .... Schleicht
dort ein Schritt? ....
Ihn täuscht das Ohr. Vorüber wandelt Mitternacht.
Auf seinen Lidern lastet Blei, und schlummernd sinkt
Er auf das Lager. Draußen plätschert Regenflut.
Er träumt. „Gesteh!“ Sie schweigt. „Gib ihn heraus!“
Sie schweigt.
Er zerrt das Weib. Zwei Füße zucken in der Glut.
Auf sprüht und zischt ein Feuermeer, das ihn verschlingt ...
— „„Erwach, du solltest längst von hinnen sein! es tagt!““
Durch die Tapetentür in das Gemach gelangt,
Vor seinem Lager steht des Schlosses Herr — ergraut,
Dem gestern dunkelbraun sich noch gekraust das Haar.

Sie reiten durch den Wald. Kein Lüftchen regt sich heut.
Zersplittert liegen Ästetrümmer quer im Pfad.
Die früh'sten Vöglein zwitschern, halb im Traume noch.
Friedselge Wolken schwimmen durch die klare Luft,
Als kehrten Engel heim von einer nächtgen Wacht.
Die dunkeln Schollen atmen kräft'gen Erdgeruch.
Die Ebne öffnet sich. Im Felde geht ein Pflug.
Der Reiter lauert aus den Augenwinkeln; „Herr,
Ihr seid ein kluger Mann und voll Besonnenheit
Und wißt, daß ich dem größten König eigen bin.
Lebt wohl. Auf Nimmerwiedersehn!“ Der andre spricht:
„„Du sagst's! Dem größten König eigen! Heut ward
Sein Dienst mir schwer.... Gemordet hast du teuflisch mir
Mein Weib! Und lebst!.... Mein ist die Rache, redet Gott.““

C. F. Meyer.

29. Der Majestätsbrief.

(Auszug.)

Ausgestellt 1609 von Kaiser Rudolf II. an die evangelischen Böhmen.

Wir, Rudolf II, tun kund zu ewigem Gedächtnis mit diesem Brief: Keine der beiden in Böhmen vorhandenen Religionen soll die Anhänger der anderen des Glaubens wegen schänden oder lästern, sondern beide sollen verbunden sein und bleiben. Die drei evangelischen Stände, sowohl der Herren- und Ritterstand als auch die Städte sollen die Religion frei und an allen und jeden Orten treiben und üben, bei ihrem Glauben und Religion, Priesterschaft und Kirchenordnung bis zu gänzlicher Vergleichung wegen der Religion im H. R. Reiche gelassen werden. Im Fall jemand von den drei evangelischen Ständen über die Kirchen und Gotteshäuser, deren sie allbereits im Besitze sind und die ihnen zuvor zuständig, es sei in Städten, Märkten, Dörfern und anderswo, noch mehr Gotteshäuser und Kirchen zum Gottesdienst oder auch Schulen zum Unterricht der Jugend aufbauen lassen wollte, soll solches jederzeit freistehen. Und weil in einigen Städten die Anhänger beider Religionen beisammen wohnen, soll jeder Teil seine Religion frei üben, nach seinen Priestern sich richten und dem andern in seiner Religion keine Ausmessung tun, auch das Begräbnis der Leichen in den Kirchen und auf den Kirchhöfen, sowie das Läuten niemand verwehrt sein. Es soll auch niemand von seiner Religion abgewendet und zu des Gegenteils

Religion mit Gewalt gedrungen werden. Der Kaiser legt diesem Majestätsbriefe dieselbe Gültigkeit bei, welche dem Religionsfrieden für das deutsche Reich zukommt und verpflichtet sich, gegen jeden, der den Majestätsbrief brechen sollte, als Verbrecher des gemeinen Friedens zu verfahren.

Quellenbuch von Richter.

30. Wallenstein vor Stralsund.

Von A. Möser.

(Siehe Deutsches Poesiebuch.)

31. Heer und Kriegsweise.

(30jähriger Krieg.)

Die Kriegerscharen waren in der Hauptsache geworbene Söldner, die sich durch Vertrag auf eine gewisse Zeit an die Fahne banden. Diese Lohnkrieger gewöhnten sich bald, die Fahne zu wechseln, je nach Vorteil und Aussicht nach Beute. Fast alle Völker Europas sandten ihre schlechtesten Söhne in den langen Krieg. Die Regimenter setzten sich aus Deutschen, Schweizern, Spaniern, Italienern, Ungarn, Kroaten, Wallonen, Schweden etc. zusammen und ertrugen keinerlei straffe Ordnung, setzten sie doch nur Blut und Leben ein, um ein recht wüstes, tolles Leben zu führen. Auf ihren Märschen stahlen und brandschatzten sie, soviel sie nur zusammenbringen konnten, im Verlaufe des Krieges wurden sie immer erfinderischer in höllischen Martern, um Bürger und Bauer zur Herausgabe ihrer Habe zu zwingen. Oft mordeten sie aus reiner Lust an Zerstörung und so trieb man es vom General bis zum gemeinen Pikenier herab. Als der schwedische General Wrangel die erste Nachricht von dem geschlossenen Frieden erhielt, trieb er den Eilboten mit Scheltworten von sich, warf seinen Generalshut auf den Boden und trat ihn mit Füßen; — er hatte noch nicht genug für sich zusammengeraubt. Graf Königsmark, einer der ärgsten Raubvögel, welche durch Deutschland flogen, einst ein armer deutscher Edelknabe, führte so viel Geld und Kostbarkeiten nach Schweden, daß er seiner Familie ein jährliches Einkommen von $1^1/_4$ Millionen Fr. nach unserem Gelde hinterließ.

Der Glaube war nicht ausschlaggebend für die Parteinahme; so standen zahlreiche protestantische Obersten im

Heere Wallensteins und das katholische Frankreich kämpfte Seite an Seite mit den protestantischen Schweden gegen den katholischen Kaiser.

Eine Fülle von Aberglauben beherrschte das rohe Soldatenvolk. Ein Stück von dem Stricke, an dem ein Verbrecher gehängt wurde, machte fest, ebenso der Bart eines Bockes, das Auge eines Wolfes, der Kopf einer Fledermaus; Hexenkräuter taten den gleichen Dienst, auch Amuletmünzen waren im Gebrauch. Mit Sprüchen und Zauberformeln konnte man ganze Haufen von Reitern und Fußvolk stellen, d. h. unbeweglich machen, durch einen andern Spruch den Zauber wieder auflösen. Allgemein sah man Tilly und Wallenstein als hieb- und schußfest an und mit geheimem Gruseln sah man zu diesen vom Glücke begünstigten Kriegergestalten auf.

Dem Feinde gegenüber herrschte meist milder Kriegsbrauch, besonders da die Soldaten bald bei dieser, bald bei jener Fahne standen. Jeden Tag konnte man erwarten, in den feindlichen Reihen alte Kameraden zu sehen oder zum Zeltgenossen einen früheren Gegner zu erhalten. In der Regel wurde der verlangte Pardon, „das Quartier“, gegeben, oft auch angeboten. Nur wer gegen Kriegsgebrauch gekämpft hatte, oder im Verdachte stand, Teufelskünste zu brauchen, mußte erschlagen werden. Die Gefangenen konnten gegen Lösegeld ausgekauft werden, wofür bei den Heeren eigene Tarife bestanden.

Mehr als einmal wurde der Erfolg der Schlacht dadurch vernichtet, daß die Soldaten sich zu früh der Plünderung hingaben. Nicht selten gelang es Einzelnen, große Beute zu machen; das Gewonnene wurde aber fast immer in wüster Schwelgerei vertan, nach dem Soldatensprichwort: „Was mit Trommeln erobert wird, geht mit Pfeifen verloren.“

Das Heer, das einem Feldherrn unterstellt war, zählte höchstens 40,000 Mann. Weder der Kaiser noch ein Reichsfürst war imstande, eine solche Zahl auch nur $^1/_4$ Jahr aus den eigenen Einkünften zu unterhalten. So verfiel man auf die Auskunft, daß der Krieg den Krieg ernähren müsse: Die Heerführer preßten und plünderten alle Landstriche aus, die sie bei ihren Kreuz- und Querzügen berührten, ganz einerlei, ob es Freundes-, oder Feindesland war. Es ist schwer zu entscheiden, ob Kaiserliche oder Protestanten in dieser gräßlichen Weise, Krieg zu führen, den Preis verdienen. Bei

seiner Landung hielt Gustav Adolf mit seinen Schweden Mannszucht; da er als Befreier erscheinen wollte, mußte er alle Ausschreitungen vermeiden. Kaum hatte er festen Fuß gefaßt und die Protestanten an sich gekettet, so plünderte er gleich den andern nach Herzenslust und dies selbst in den Ländern seiner Verbündeten! Wo er auf Widerstand stieß, drohte auch er mit Feuer und Schwert.

Näherten sich die Heere einer Stadt, dann hörte der Verkehr mit der Landschaft fast ganz auf, dann wurden die Tore sorgfältig bewacht, die Bürger erhielten sich von den aufgesammelten Vorräten. Die Bedrückungen begannen: Durchmärsche, Einquartierungen befreundeter Heere mit all ihren Schrecken. Noch ärger hausten die durchziehenden Feinde. Jede Art von unsicherer Schonung mußte erkauft werden. Es war Gnade des Feindes, wenn er nicht anzündete, nicht den Stadtwald niederschlug, das Holz zu verkaufen, nicht die Stadtbibliothek auf seine Troßwagen warf; alles, was zum Raube einlud, die Orgel, die Kirchenbilder, mußten ausgelöst werden, sogar die Kirchenglocken, welche nach Kriegsbrauch der Artillerie gehörten. Waren die Städte nicht imstande, den Forderungen der Kriegsobersten zu genügen, so wurden die angesehensten Bürger als Geiseln mitgeschleppt, bis die auferlegte Summe bezahlt wurde.

Galt eine Stadt aber als fest genug, um dem feindlichen Heere Widerstand zu leisten, so wurde sie beim Herannahen des Feindes mit Flüchtigen gefüllt, deren Zahl so hoch war, daß an eine Unterbringung bei Bürgern gar nicht zu denken war. Umschloß der Feind den überfüllten Ort, dann raste um die Mauern der Kampf und innerhalb nicht weniger gefräßig Hunger, Elend und Krankheit. Der wehrhafte Flüchtling wurde zu strengem Besatzungsdienste gebraucht. Dehnte sich die Belagerung in die Länge, so hatte die Teuerung einen schändlichen Wucher zur Folge; die Müller mahlten nur den Reichen, die Bäcker forderten Unerschwingliches. Als in Nördlingen ein Mauerturm von den Belagerern eingenommen war und die Bürger selbt ihn ausbrannten, stürzten sich hungernde Weiber über die halbgebratenen Leichnahme der Feinde und trugen Stücke derselben für ihre Kinder nach Hause.

Wurde aber die Stadt im Sturm erobert, so wiederholte sich das Schicksal Magdeburgs: massenhaftes Niedermetzeln,

scheußliches Quälen und Verstümmeln. Dazu kam die Pest. Die Seuchen rafften oft mehr als die Hälfte der Stadtbewohner weg. Das Fürchterlichste war die öftere Wiederholung der alten Leiden. Leipzig wurde fünfmal belagert, Magdeburg sechsmal, die meisten kleineren Städte noch öfter mit Soldaten gefüllt. So verdarben die Großen, wie die Kleinen.

Aber noch nicht genug. Weite Gegenden traf eine Plage ganz anderer Art, die religiöse Verfolgung. Sie wurde von der kaiserlichen Partei fast überall geübt, wo sie sich festgesetzt hatte. Den Heeren folgte ein Haufen Bekehrer: Jesuiten und Bettelmönche, auf dem Fuße. Diese verrichteten ihr Amt mit Hilfe der Soldaten. Wo der katholische Glaube noch einen Boden hatte, wurden die Führer der Protestanten weggefegt, vor allem die Seelsorger, am gründlichsten in den Provinzen, in denen der Kaiser selbst Landesherr war. Viel war dort schon vor dem langen Kriege geschehen, aber noch waren beim Anfang des Krieges in Österreich, Mähren, Böhmen und Schlesien die rührigsten Bewohner, die Mehrzahl der Leute und der Gemeinden evangelisch. Da wurde gründlich gebessert. Bürger und Landvolk wurden scharenweise durch die Soldaten zur Beichte getrieben; wer — oft nach Gefängnis und Körperqualen — seinen Glauben nicht aufgeben wollte, mußte das Land verlassen und viele Tausende taten das; es wurde als Gnade betrachtet, wenn den Flüchtlingen eine unzureichende kurze Frist zum Verkaufe ihrer beweglichen Habe gelassen wurde. Nach Rosenow und G. Freytag.

32. Der Troß.

(30jähriger Krieg.)

Der Soldat führte im Felde seinen eigenen Haushalt und wirtschaftete wie ein Handwerksmeister mit Weib und Jungen. Mit seiner Frau wohnte er unter dem engen Strohdach des Lagers und im Quartier. Das Weib buck, kochte und wusch für ihn, pflegte den Erkrankten, schenkte dem Zechenden ein, duldete seine Schläge und trug auf dem Marsche Kinder, Beutestücke oder Gerätschaften, die nicht auf den Bagagewagen geschafft werden konnten. So wurde das Heer von einem Haufen Weiber begleitet, von der Frau des Obersten, einer sehr angesehenen Dame, die ihren Hofstaat hatte und unter kriegerischer Bedeckung reiste, bis herab zur Frau des

armen Pikenträgers, die, ihr Kind auf dem Rücken, mit wunden Füßen über das Blut des Schlachtfeldes lief.

Auch die Lagerweiber standen unter dem Kriegsrecht; für grobe Vergehen wurden sie gepeitscht und aus dem Lager gejagt. In Quartieren, wo viele Weiber zusammenlebten, war schwer Friede zu halten; da übertrug der Soldat seine Gewalt dem Rumormeister, der mit einem armslangen Prügel Frieden stiftete. Mit den Weibern zogen auch die Kinder. Bei den Schweden waren durch Gustav Adolf Feldschulen eingerichtet, in denen die Kleinen auch im Lager unterrichtet wurden. In diesen Wanderschulen herrschte militärische Ordnung. Die Jungen wichen nicht von den Bänken, wenn auch eine einschlagende Kanonenkugel drei oder vier aus ihrer Mitte niederstreckte. Im Kugelregen trugen diese wilden Soldatenkinder ihren Vätern die Suppe in die Schanzgräben.

Der Kriegsmann, der ohne Familie lebte, hielt auf einen oder mehrere Buben, ein abgefeimtes, hartes Geschlecht von Taugenichtsen. Sie warteten ihren Herren auf, striegelten sein Pferd, trugen Waffenstücke, fütterten den zottigen Hund und waren behende Spione, welche in der Nachbarschaft nach wohlhabenden Leuten und verborgenem Gelde herumstreiften.

Bei Plünderungen trieb es der Troß am ärgsten, auch in Freundesland. Wenn die Weiber und Buben mit ihren Soldaten auf einen Bauernhof drangen, fielen sie wie die Geier auf das Geflügel im Hofe, über Truhen und Kisten, schlugen die Türen ein, schmähten, drohten, quälten und was sie nicht verzehren und rauben konnten, zertrümmerten sie. Beim Aufbruch zwangen sie den Überfallenen, anzuspannen und sie ins nächste Quartier zu fahren. Dann stopften sie den Wagen mit den Kleidern, Betten und dem Hausrate des Bauern voll und banden sich in den Rock und um den Leib, was nicht in Sack und Pack fortgebracht werden konnte. Wenn die Zugtiere angeschirrt waren, fielen Weiber und Kinder auf die Wagen wie ein Haufen Raben. Zehn, zwölf Weiber und ebensoviele Kinder und etwa sechs Jungen saßen dann in den Packen, wie die Raupen im Kohl. Wenn die Pferde bergauf nicht mehr vorwärts können, dann stiege nicht eines vom Wagen; denn straks wären andere Jungen und Weiber zur Stelle, die hinaufsprängen. Den Bauer schelten sie mit schrecklichen Flüchen, fahren hinter ihm und seinem Vieh mit Prügeln her, oft sind vier, sechs Jungen um den Wagen herum, alle

werfend und schlagend, bis Ochsen und Pferde tot in dem Geschirre niedersinken.

Auf dem Marsche führte der Troß eine eigene Fahne und zog in militärischer Ordnung, Troßknechte, Buben und handfeste Weiber mit Spießen bewehrt, unter dem Kommando eines eigenen Weibels einher. Hintenher kam der gewaltige Haufe mit Gepäck und Karren, Kindern und Hunden. Kam es zur Schlacht, so hatte der Troß im Rücken des Heeres, an gesicherter Stelle sich bewaffnet aufzustellen und hinter den zusammengefahrenen Wagen eine Verteidigung vorzubereiten. Öfter wurde bei solcher Gelegenheit der Troß von feindlicher Reiterei überfallen; dann war es Pflicht der Buben und Knechte, dem Einbruch zu widerstehen. Im Lager aber war es das Amt der Weiber und Buben, die Gassen zu fegen und zu säubern. Auch bei Schanzarbeiten und beim Transport der Geschütze durch aufgeweichte Wege mußten sie mit Hand anlegen.

Ein Regiment von 3000 Mann hatte zum wenigsten 300 Wagen und jeder zum Brechen voll mit Weibern, Buben, Kindern und geplündertem Gut beladen. Schon zu Anfang des Krieges gab es Regimenter, die 4000 Frauen, Jungen und anderen Troß hatten. In den späteren Kriegsjahren wuchs der Troß auf das $3^1/_2$fache der Zahl der Kämpfenden. Der Einmarsch eines Heeres glich so dem Einbruch eines fremden Volksstammes und in seinem Gefolge kam für das unglückliche Land Hunger, Not und Elend. Nach G. Freytag.

33. Das Lager.

(30jähriger Krieg.)

Der Lagerplatz wurde gewöhnlich an fließendem Wasser, auf einer Stätte, die zur Verteidigung günstig war, ausgewählt.

Zunächst wird der Raum für den Feldherrn und seinen Stab ausgemessen. Dort erheben sich die großen, verzierten Zelte auf verbotenem Grund, der oft durch Befestigungen vom übrigen Lager getrennt ist. In der Nähe bleibt ein freier Platz mit der Feldwache. Jedem Regiment (à 3000 Mann) und Fähnlein (à 300 Mann) wird mit Zweigen seine Stelle abgesteckt. Die Offiziere wohnen in Zelten, die oft Kegelform haben. Die Gemeinen bauen sich auf dem angewiesenen engen Raume ihre kleinen Hütten von Stroh und Brettern. Neben der Hütte steckt der Pikenier seinen langen Spieß in

den Boden; die Piken, Hellebarden und Fähnlein zeigen schon von weitem Rang und Waffe des Zeltbewohners. In den Hütten hausen die Soldaten häufig zu zweien oder vieren bei ihren Weibern, Buben und Hunden. So lagert Fähnlein neben Fähnlein, Regiment neben Regiment, im großen Viereck oder im Kreise. Das ganze Lager ist von breitem Raume umgeben, der zum Lärmplatz dient. Graben, Wall und Geschütze decken es. An den Ausgängen sind Wachen, außerhalb des Lagers werden Reitertrupps und eine Postenkette von Schützen aufgestellt. Vor dem Zelt jedes Fähnrichs steckt die flatternde Fahne im Boden, daneben liegt eine Trommel der Kompagnie, ein Musketier hält Wache, die brennende Lunte in der Hand, die Muskete wagrecht in die Gabel gestützt.

Als drohendes Wahrzeichen steht der Galgen da; denn nur die rohesten Strafen vermögen unter der wilden Kriegerschar eine erträgliche Ordnung aufrecht zu erhalten. Jedes Regiment zählt über 20 Gerichtspersonen, worunter der Henker nicht fehlt. Man predigt, prügelt, schließt in Eisen, hängt, schlägt Köpfe ab, aber — besser wird es nicht.

In solchem Lager haust das wilde Volk in zügellosem Haushalt, auch in Freundesland eine unerträgliche Plage der Umgegend. Die Landschaften, Städte und Dörfer müssen Holz, Stroh, Lebensmittel und Futter herbeischaffen, auf allen Wegen rollen die Lastwagen, werden Herden Schlachtvieh eingetrieben. Schnell verschwinden die nächsten Dörfer vom Erdboden, alles Holzwerk und Dachstroh wird von den Soldaten abgerissen und zum Bau der Hütten verwendet, nur die zertrümmerten Lehmwände bleiben zurück. Die Soldaten und ihre Buben streichen plündernd und stehlend in der Umgegend umher, die Marketender fahren mit ihren Karren ab und zu. Im Lager aber drängen sich die Kriegsleute vor ihren Hütten zusammen; unterdessen kochen die Weiber, waschen, bessern Kleider aus und hadern untereinander. Häufig ist Tumult und Auflauf, ein Kampf mit blanken Waffen, eine blutige Untat, Schlägerei zwischen den verschiedenen Waffengattungen und Nationen. Alle Morgen ruft die Trommel und der Ausrufer zum Gebet; am Sonntag früh hält der Regimentsprediger seine Feldpredigt; dann sitzen die Kriegsleute und ihr Troß andächtig auf der Erde, auch ist verboten, während des Gottesdienstes in den Marketenderhütten zu liegen und Getränke zu schenken.

In dem freien Raume des Lagers vor der Hauptwache ist der Spielplatz, mit Mänteln überdeckt, mit Tischen besetzt; um alle drängt sich die Gesellschaft der Spieler. Oft war das Würfelspiel im Lager verboten, dann waren die Spieler heimlich hinter Hecken zusammengekommen und hatten Nahrung, Waffen, Pferde, Kleider verspielt; so fand man geraten, diese Leidenschaft unter Aufsicht der Lagerwache zu stellen. Auf jedem Mantel oder Tische rollen drei viereckige Würfel, in der Feldsprache „Schelmenbeine“ genannt.

Jeder Gesellschaft steht ein Aufseher vor; ihm gehören Mantel, Tisch und Würfel; er hat in streitigen Fällen das Richteramt und erhält seinen Anteil am Gewinn, oft auch Schläge. Denn häufig sind Betrug und falsche Würfel; manche Würfel haben zwei Fünfe oder Sechse, andere sind mit Quecksilber und Blei gefüllt; es gibt solche, die oben leicht, unten schwer sind und oft wird die lautlose Arbeit durch Flüche, Gezänk und blitzende Rappiere unterbrochen. Und zwischen den aufgeregten Gesellen schleichen lauernde Handelsleute, oft Juden, bereit, die gesetzten Ketten, Ringe und Beutestücke zu schätzen und aufzukaufen.

Hinter den Zelten der Oberoffiziere, durch eine breite Straße von ihnen getrennt, stehen die Buden und Hütten der Marketender in parallelen Reihen. Marketender, Metzger und gemeine Garköche bilden eine wichtige Gemeinschaft. Ein Aufseher bestimmt den Preis der Speisen und Getränke. Ist gute Zeit gewesen, eine Schlacht gewonnen, eine reiche Stadt geplündert, eine wohlhabende Landschaft gebrandschatzt, dann ist alles vollauf, Speise und Getränk billig. Dann sitzt in den Buden Kopf an Kopf, eine Schar singender, prahlender, schwatzender Helden, dann haben die Handelsleute gute Zeit; der Soldat staffiert sich neu aus: er kauft teure Federn auf seinen Hut, Scharlachhosen mit goldenen Streifen, bunte Röcke für seine Frau; dann reitet auch der Stallknecht in Sammet gekleidet.

Häufiger als Überfluß ist aber Mangel und Armseligkeit. Die Verwüstung der Landschaften rächt sich furchtbar an den Heeren selbst. Das bleiche Gespenst des Hungers, Vorbote der Pest, schleicht durch die Lagergassen und hebt die knöcherne Hand gegen jede Strohhütte. Dann hört die Zufuhr aus der Umgegend auf, die Preise der Lebensmittel werden unerschwinglich, der Laib Brot muß mit einem Dukaten

bezahlt werden. Dann wird der Aufenthalt im Feldlager auch für den abgehärteten Soldaten unerträglich. Überall hohläugige, bleiche Gesichter, in jeder Hüttenreihe Kranke und Sterbende, Gassen und Umgebung verpestet durch die verwesenden Leiber der gefallenen Tiere. Dann ist ringsum eine Wüste von unbebauten Äckern und geschwärzten Dorftrümmern und das Lager selbst eine grause Totenstadt; der Troß des Heeres, Weiber und Knaben, verliert sich plötzlich in den Totengruben, nur die grimmigsten Hunde erhalten sich von eckler Nahrung, die andern werden geschlachtet und verzehrt. In solcher Zeit schmelzen die Heere schnell dahin und keine Kunst der besten Führer vermag das Verderben abzuwenden.

Nach G. Freytag.

34. Oberst Lumpus.

Beim Holtzischen Fußregiment wurde ein Soldat durch einen Glücksfall berühmt. Er war sehr heruntergekommen und übel bekleidet, das Hemd hing ihm hinten und vorn aus den zerrissenen Hosen. Dieser Gesell erbeutete ein Faß mit französischen Dukaten, so groß, daß er es kaum forttragen konnte. Darauf entfernte er sich heimlich vom Regiment, staffierte sich wie ein Prinz heraus, kaufte eine Kutsche und sechs schöne Pferde, hielt mehrere Kutscher, Lakaien, Pagen und einen Kammerdiener in schöner Livrée und ernannte sich selbst mit düsterem Humor Oberst Lumpus. So reiste er nach München und lebte dort herrlich in einer Herberge. Zufällig kehrte General Holtz in derselben Herberge ein, hörte durch den Wirt viel von dem Reichtum und den Qualitäten des Oberst Lumpus und konnte sich doch nicht erinnern, jemals diesen Namen gehört zu haben. Deshalb trug er dem Wirt auf, den Fremden zum Abendessen einzuladen. Oberst Lumpus nahm die Einladung an und ließ beim Konfekt in einer Schüssel fünfhundert neue Pistolen und eine Kette von hundert Dukaten Wert auftragen und sagte zum General: „Mit diesem Traktament wollen Ew. Exzellenz vorlieb nehmen und meiner bestens gedenken.“ Der v. Holtz sträubte sich ein wenig; aber der freigebige Oberst drängte mit den Worten: „Bald wird die Zeit kommen, wo Sie selbst erkennen werden, daß ich diese Verehrung zu tun genötigt war. Die Schenkung ist nicht übel angelegt; denn ich hoffe alsdann eine Gnade zu erhalten, die keinen Pfennig kosten soll.“ Darauf nahm der v. Holtz

nach damaliger Sitte Kette und Geld mit dem höflichen Versprechen, solches kommenden Falles zu vergelten. Der General reiste ab, der falsche Oberst lebte fort. Wenn er bei einer Wache vorüberfuhr, traten die Soldaten zu seinen Ehren ins Gewehr, dann warf er ihnen ein Dutzend Taler zu. Sechs Wochen darauf war sein Geld zu Ende. Da verkaufte er Kutsche und Pferde, darauf Kleider und Weißzeug und vertrank alles. Die Diener entliefen ihm, zuletzt hatte er nichts mehr als ein schlechtes Kleid und keinen Pfennig darin. Da schenkte ihm der Wirt, der so viel an ihm gewonnen, fünfzig Taler Reisegeld, der Oberst aber verweilte, bis auch das verzehrt war; wieder gab ihm der Wirt 10 Taler als Zehrgeld; der beharrliche Schwelger aber antwortete, wenn es Zehrgeld sein solle, wolle er es lieber bei ihm als bei einem andern verzehren. Als auch das vertan war, opferte der Wirt noch fünf Taler und verbot seinem Gesinde, dem Verschwender etwas dafür zu geben. Jetzt endlich quittierte er das Wirtshaus und ging in das nächste, wo er auch die fünf Taler vertrank. Darauf trollte er nach Heilbronn zu seinem Regiment. Dort wurde er sogleich in Eisen geschlossen und mit dem Galgen bedroht, weil er auf so viele Wochen vom Regiment entwichen war. Da ließ er sich zu seinem General führen, stellte sich ihm vor und erinnerte ihn an den Abend in der Herberge. Dem scharfen Verweis des Generals gab er die Antwort: er hätte sein Lebtag nichts so sehr gewünscht, als zu wissen, wie einem großen Herrn zu Mute sei, dazu habe er seine Beute benützt.

G. Freytag.

35. Überfall eines Bauernhofes im Spessart.

(Von dem kleinen Sohn des Bauers erzählt.)

Das erste, was die Reiter taten und in den schwarz gemalten Zimmern meines Vaters anfingen, war, daß sie die Pferde einstellten. Hernach hatte ein jeglicher seine besondere Arbeit zu verrichten, deren jede lauter Untergang und Verderben anzeigte. Denn, obwohl etliche anfingen zu metzgen, zu sieden und zu braten, sodaß es sah, als sollte eine lustige Schmauserei gehalten werden, so waren hingegen andere, die durchstürmten das Haus unten und oben. Andere machten von Tuch, Kleidungen und allerlei Hausrat große Pakete zusammen, als ob sie irgendwo einen Krempelmarkt anstellen wollten,

was sie aber nicht mitzunehmen gedachten, wurde zerschlagen und zu Grunde gerichtet. Etliche durchstachen Heu und Stroh mit ihren Degen, als ob sie nicht Schweine genug zu stechen gehabt hätten. Etliche schütteten die Federn aus den Betten und füllten hingegen Speck, anderes dürres Fleisch und sonstiges Gerät hinein, als ob alsdann besser darauf zu schlafen wäre; andere schlugen Ofen und Fenster ein, Kupfer und Zinngeschirr schlugen sie zusammen und packten die gebogenen und verderbten Stücke ein; Bettladen, Tische, Stühle und Bänke verbrannten sie, obwohl viele Klafter dürres Holz im Hofe lagen; Häfen und Schüsseln mußten endlich alle entzwei, entweder weil sie lieber Gebratenes aßen, oder weil sie bedacht waren, nur eine einzige Mahlzeit allda zu halten. Unsere Magd ward im Stalle dermaßen behandelt, daß sie nicht mehr aus demselben heraus konnte. Den Knecht legten sie gebunden auf die Erde und schütteten ihm einen Melkkübel voll garstiges Mistlachenwasser in den Leib — das nannten sie einen schwedischen Trunk. Dadurch zwangen sie ihn, eine Partie anderwärts zu führen, wo sie Menschen und Vieh wegnahmen und in unseren Hof brachten, unter welchen mein Vater, meine Mutter und unsere Ursula (die Schwester) auch waren. (Sie waren vor der Ankunft der Reiter geflohen).

Da fing man nun erst an, die Steine von den Pistolen und an ihrer Statt die Daumen der Bauern aufzuschrauben und die armen Schelme so zu foltern, als wenn man hätte Hexen brennen wollen; einen von den gefangenen Bauern steckten sie in den Backofen und waren mit dem Feuer hinterher; einem andern machten sie ein Seil um den Kopf und reitelten es mit einem Bengel zusammen, sodaß ihm das Blut zu Mund, Nase und Ohren heraussprang. Kurz, es hatte jeder seine eigene Erfindung, die Bauern zu peinigen und also auch jeder Bauer seine eigene Marter. Mein Vater allein war meinem damaligem Bedünken nach der Glücklichste, weil er mit lachendem Munde bekannte, was andere mit Schmerzen und jämmerlicher Wehklage sagen mußten; und solche Ehre widerfuhr ihm ohne Zweifel darum, weil er der Hausvater war. Sie setzten ihn nämlich zu einem Feuer, banden ihn, sodaß er weder Hände noch Füße regen konnte, und rieben seine Fußsohlen mit angefeuchtetem Salze, welches ihm unsere alte Geiß wieder ablecken und dadurch so kitzeln mußte, daß er vor Lachen hätte zerbersten mögen. Mir kam das so artig und

anmutig vor — weil ich meinen Vater niemals ein so langwieriges Gelächter verführen gehört und gesehen — daß ich der Gesellschaft halber, oder weil ich's nicht besser verstand, von Herzen mitlachen mußte. In solchem Gelächter bekannte er seine Schuldigkeit und öffnete den verborgenen Schatz, welcher an Gold, Perlen und Kleinodien viel reicher war, als man hinter den Bauern hätte suchen mögen. Von den gefangenen Weibern, Mägden und Töchtern weiß ich etwas Besonderes nicht zu sagen, weil mich die Krieger nicht zusehen ließen, wie sie mit ihnen umgingen. Nur das weiß ich noch recht wohl, daß man zum teil hin und wieder in den Winkeln erbärmlich schreien hörte und ich schätze wohl, es sei meiner Mutter und unserer Ursula nicht besser ergangen als den andern. Als nun der Morgenstern im Osten hervorflackerte, sah ich meines Vaters Haus in vollen Flammen stehen, aber niemanden der löschte. Aus Simplizissimus von Grimmelhausen.

36. Bauer und Soldat.

(Von dem Gleichen erzählt.)

Oft kam es zu blutigen Schlächtereien zwischen den durch die Plünderungen und Quälereien erbitterten Bauern und den Soldaten.

Als ich in das Dorf kam, fand ich es in vollen Flammen stehen; denn eine Partie Reiter hatten es eben ausgeplündert und die Bauern zum teil niedergemacht, viele verjagt und etliche gefangen, worunter auch der Pfarrer selbst war. Sie führten ihn wie einen armen Sünder an dem Stricke daher. Etliche schrien: „Schießt den Schelm nieder!“ Andere hingegen wollten von ihm Geld haben; er aber hob die Hände auf und bat um des jüngsten Gerichtes willen um Schonung und Barmherzigkeit; doch umsonst; denn einer ritt ihn über den Haufen und versetzte ihm zugleich einen Streich über den Kopf, sodaß der rote Saft darnach ging und er im Fallen alle Viere von sich streckte und Gott seine Seele befahl. Den noch übrigen gefangenen Bauern ging es im Mindesten nicht besser.

Da es nun aussah, als ob diese Reiter in ihrer tyrannischen Grausamkeit ganz unsinnig geworden wären, kam ein solcher Schwarm bewehrter Bauern aus dem Walde, als wenn man in ein Wespennest gestochen hätte. Diese fingen an so greulich zu schreien und so grimmig darein zu setzen und darauf zu schießen, daß mir alle Haare zu Berge standen, weil ich noch niemals bei dergleichen Rauferei gewesen war.

Davon rissen die Reiter aus und ließen nicht allein das erbeutete Rindvieh zurück, sondern warfen auch Sack und Pack von sich und schlugen also ihre ganze Beute in den Wind, damit sie nicht selber den Bauern zur Beute würden. Doch kamen sie ihnen gleichwohl zum teil in die Hände, mit denen die Bauern leidlich übel umgingen.

Am folgenden Tag führt der Junge etwa 40—50 Musketiere in das geplünderte Dorf. Er erzählt:

Ehe wir aber in den Wald kamen, sahen wir ungefähr zehn Bauern, von denen ein Teil mit Feuerrohren bewehrt, die übrigen aber beschäftigt waren einzugraben. Die Musketiere gingen auf sie los und schrien; Halt! Halt! Jene aber antworteten mit Röhren, und wie sie sahen, daß sie von den Soldaten übermannt waren, lief der eine da, der andere dort hinaus; also daß die müden Musketiere keinen von ihnen ereilen konnten. Deswegen wollten sie wieder herausgraben, was die Bauern dort eingescharrt hatten und das schickte sich desto besser, weil diese die Hauen und Schaufeln, die sie dazu gebraucht, hatten liegen lassen. Sie mochten indessen erst wenige Streiche getan haben, da hörten sie eine Stimme von unten herauf, die sagte: „O, ihr leichtfertigen Schelme, ihr Bösewichter!“ Hierüber sahen die Soldaten einander an, weil sie nicht wußten, was sie tun sollten. Etliche vermeinten, sie hörten ein Gespenst; ich aber dachte, es träumte mir. Ihr Offizier ließ tapfer zugraben. So kamen sie gleich auf ein Faß, schlugen es auf und fanden einen Kerl darin, der weder Nase noch Ohren mehr hatte und gleichwohl noch lebte. Sobald sich derselbe ein wenig ermuntert hatte und vom Haufen etliche erkannte, erzählte er, welchermaßen die Bauern des vorigen Tages, als einige seines Regimentes auf Fütterung gewesen, ihrer sechs gefangen bekommen, davon sie allererst vor einer Stunde fünf, die hintereinander hatten stehen müssen, tot geschossen; und weil die Kugel ihn, da er der sechste und letzte gewesen, nicht erlangt, indem sie schon zuvor durch fünf Körper gedrungen wäre, hätten sie ihm Nasen und Ohren abgeschnitten und ihn in gegenwärtiges Faß gesteckt und also lebendig begraben.

Aus Simplizissimus von Grimmelhausen.

37. Nach dem Kriege.

Der Friede war unterzeichnet; die Gesandten hatten einander zur Bestätigung feierlich die Hand gereicht; auf allen

Straßen ritten die Trompeter, das glückliche Ereignis zu verkündigen. Den alten Leuten erschien der Friede als eine Rückkehr ihrer Jugend; sie sahen die reichen Ernten ihrer Kinderzeit wiederkehren, dichtbevölkerte Dörfer, die lustigen Sonntage unter der umgehauenen Dorflinde, die guten Stunden, die sie mit ihren getöteten und verdorbenen Verwandten und Jugendgenossen verlebt hatten; sie sahen sich selbst glücklicher, männlicher und besser, als sie in fast dreißig Jahren voll Elend und Entwüdigung geworden waren. Die Jugend aber, das harte, kriegserzeugte Geschlecht, empfand das Nahen einer wunderbaren Zeit, die ihm vorkam, wie ein Märchen aus fernem Lande: der Zeit, wo auf jedem Ackerstücke gelbe Ähren im Winde wogen, wo in jedem Stalle Kühe brüllen, in jedem Koben ein rundes Schweinchen liegen sollte, wo sie selbst mit zwei Pferden und lustigem Peitschenknall auf das Feld fahren würden, wo sie nicht mehr mit Heugabeln und verrosteten Musketen dem Nachzügler im Busch auflauerten, nicht mehr als Flüchtlinge in unheimlicher Waldesnacht auf den Gräbern der Erschlagenen sitzen würden, wo die Dächer des Dorfes ohne Löcher, die Höfe ohne zerfallene Scheuern sein sollten, wo man den Schrei des Wolfes nicht in jeder Winternacht vor dem Hoftor hören mußte, wo ihre Dorfkirche wieder Glasfenster und schöne Glocken haben würde, wo in dem beschmutzten Chor der Kirche ein neuer Altar mit einer seidenen Decke, einem silbernen Kruzifixe und einem vergoldeten Kelche stehen sollte und wo einst die jungen Bursche wieder Bräute zum Altar führen müßten, die den jungfräulichen Kranz im Haare trügen.

Feierlich und mit aller Inbrunst, deren das Volk fähig war, wurde das Friedensfest begangen. Die Jahre 1648—50 gehörten noch zu den schwersten der eisernen Zeit; unerschwingliche Kriegssteuern wurden ausgeschrieben. Die Heere der verschiedenen Parteien lagen bis zur Abzahlung auf den Landschaften. Dazu kamen Plagen anderer Art, alle Länder wimmelten von herrenlosem Gesindel. Banden entlassener Kriegsknechte mit Weibern und Troßbuben, Scharen von Bettlern, große Räuberhaufen streiften aus einem Gebiet in das andere. Sie quartierten sich gewaltsam in den Dörfern ein, welche noch Einwohner hatten und setzten sich wohl gar in den verlassenen Hütten fest. Auch die Dorfbewohner, mit schlechten Waffen versehen, der Arbeit entwöhnt, fanden

es jeweilen bequemer, zu rauben, als das Land zu bestellen, und machten heimlich Streifzüge in benachbarte Gegenden, die Evangelischen in katholische und umgekehrt. Sogar die Zigeuner, deren Zahl und Dreistigkeit gewachsen, lagerten mit ihren hochbeladenen Karren, mit gestohlenen Pferden und nackten Kindern um den Steintrog des Dorfes.

Allmählig besetzten sich die Dörfer wieder mit Menschen. Viele Familien, die sich zur Kriegszeit in die Städte geflüchtet hatten, besserten ihre verwüsteten Höfe aus, andere zogen aus dem Gebirge oder der Fremde zurück. Auch verabschiedete Soldaten und Troßknechte kauften von dem Rest ihrer Beute zuweilen Äcker und ein leeres Haus oder liefen zum heimatlichen Dorf. Es wurde viel geheiratet und eifrig getauft. Aber die Erschöpfung war doch jämmerlich groß. Die Ackerstücke, deren viele geruht hatten, wurden ohne Dünger notdürftig bebaut, nicht wenige blieben, mit wildem Jungholz und Unkraut bewachsen, noch Jahre lang als Weideland liegen. Den Grund verwüsteter Ortschaften kauften zuweilen die Nachbardörfer; an einigen Stellen zogen sich zwei oder drei kleine Gemeinden zu einer zusammen.

Nicht viel anders war es in den Städten; innerhalb der meist halb zerstörten Ringmauern gab es wüste Plätze, welche vor dem Kriege mit Häusern besetzt waren; in den schadhaften Häusern aber hatte vor dem Kriege die doppelte Zahl arbeitsamer Menschen gewohnt. Es gab Landschaften, wo ein Reiter viele Stunden umhertraben mußte, um an eine bewohnte Feuerstätte zu kommen. Ein Bote, der von Kursachsen nach Berlin eilte, ging von morgen bis abend über unbekanntes Land, durch aufschießendes Nadelgehölz, ohne ein Dorf zu finden, in dem er rasten konnte.

Im Herzen Deutschlands lag die Grafschaft Henneberg, zu der 1634 177 Ortschaften gehörten. Sie war den Kriegsstürmen nicht mehr ausgesetzt, als andere; man kann sie so als Durchschnittsbeispiel der Kriegsverwüstung anführen.

Über 20 Ortschaften sind sorgfältige Aufzeichnungen aus jener Zeit aufbewahrt. Darnach vernichtete der Krieg von je 100 Pferden 85, von je 100 Kühen 82, von je 100 Ziegen 83. Die noch vorhandenen Pferde waren alle lahm und blind, die Schafe aber an allen Orten sämtlich vernichtet. Felder und Wiesen waren verwüstet und zum Teil mit Holz bewachsen.

Zahl der Familien	1634:	13,095	1649:	3969
„ „ Häuser	1634:	11,850	1649:	4050
„ „ Einwohner	1634:	60,975	1649:	16448

Mehr als $^3/_4$ aller Menschen, bei weitem mehr als $^4/_5$ ihrer Habe waren vernichtet. Erst 200 Jahre später wurde der Einwohnerstand von 1634 wieder erreicht, so lange brauchte es, um Deutschland wieder gesund zu machen.

Einige andere Beispiele: In Württemberg blieben von 400,000 Einwohner noch 48,000 übrig; 36,000 Wohnhäuser waren zerstört worden. In der ganzen Pfalz zählte man nur noch 50,000 Seelen gegenüber einer Million; die Einwohner waren auf $^1/_{20}$ ihrer früheren Zahl zusammengeschmolzen. Im Nassauischen waren viele Dörfer völlig ausgestorben; in anderen waren nur ein oder zwei Familien übrig geblieben. Die große Handelsstadt Augsburg verlor von 90,000 Einwohnern 84,000; der arme Rest schlich elend durch die leeren Gassen. Die Stadt Löwenberg in Schlesien hatte 1617 738 Häuser und 6500 Einwohner; 1639: 40 Bürger; 1641 ist sie unbewohnt; 1656 zählte sie 121 Bürger; 1845 hatte sie 4500 Einwohner.

Im ganzen verlor Deutschland etwa $^2/_3$ seiner Einwohner; ihre Zahl sank von 18 Millionen auf 7 Millionen herab. Was Hunger und Schwert verschont, war den Seuchen erlegen. Eine große Zahl von Städten und Dörfern war vom Erdboden verschwunden und man kennt bei vielen nicht einmal mehr den Platz, wo sie gestanden.

Das Leben nach dem Kriege war unendlich elender als vorher; mehr als 100 Jahre lang lebten die Bauern wie das Vieh. Kirchen und Schulen waren meist vernichtet, kaum $^1/_{10}$ der Pfarrer und Lehrer noch am Leben. Alle Laster machten sich breit: Genußsucht und Liederlichkeit, Kriecherei gegen Vornehme und Herzlosigkeit gegen Niedere.

Nach G. Freytag, G. Weber etc.

Zu C V; Bearbeiter: *Dr. H. Gubler,* Zürich.

38. Aus Alt-Zürich.

(18. Jahrhundert.)

1. Regierung und Verwaltung.

Zürich war dem Range nach der erste, dem Umfange nach der zweite Ort der Eidgenossenschaft. Die Grundlage der Verfassung bildeten immer noch die Zünfte. Zweimal im Jahr fand der Meistertag statt, an dem die Zunftmeister gewählt wurden. Diese bildeten mit 20 weitern Ratsherren den Kleinen Rat, die eigentliche Regierung. Der Große Rat bestand aus 212 Mitgliedern.

Am Samstag vor dem „Schwörsonntag", 8 Tage nach dem Meistertag, ritt mittags 12 Uhr der Ratsschreiber in weiß und blauem Mantel durch die Stadt und lud durch einen, an neun Orten wiederholten Ausruf alle Bürger, die 20 Jahre und älter seien, auf den morgenden Sonntag zum Eidschwur in den Großmünster. Begleitet von einem Schwarm jubelnder Knaben kehrte er zum Rathaus zurück, wo er Pfennige unter sie auswarf.

Am Sonntag nach dem Morgengottesdienst versammelten sich die Zünfte im Großmünster, der Kleine Rat bewegte sich in feierlichem Zuge von dem Chorherrengebäude eben dahin. Nachdem die neugewählten Räte, sowie der neue Bürgermeister beeidigt worden, wurde der Pensionenbrief (das Verbot der Annahme fremder Jahrgelder) verlesen, im Sommer auch der Geschworne Brief (die Stadtverfassung), worauf die Versammlung dem Bürgermeister den Eid leistete. Nach Beendigung der Feier wurde dem neugewählten Bürgermeister zu Ehren vom St. Peterturm mit Trompeten geblasen, während er von den Stadtbediensteten begleitet, sich nach Hause begab.

Die Landschaft war eingeteilt in 27 Vogteien. Die 18 inneren, d. h. der Stadt näher liegenden: Altstätten, Regensdorf, Bülach, Neuamt, Rümlang, Schwamendingen und Dübendorf, Höngg, Horgen, Wollishofen, Wiedikon, Stäfa, Männedorf, Meilen, Erlenbach, Küsnacht, Vier Wachten und Wipkingen, Birmensdorf und Wettschwil wurden durch je zwei Obervögte regiert, die aber in der Stadt wohnten und deren Amtsführung jährlich wechselte. Umfangreicher waren die neun äußern Vogteien: die Grafschaft Kiburg und die Herr-

schaften Grüningen, Eglisau, Regensberg, Andelfingen, Greifensee, Knonau und Wädenswil, nebst der Freiherrschaft Sax im Rheintal. Sie wurden durch Landvögte regiert, welche ihren Sitz auf den Schlössern der Vogteien hatten. Land- und Obervögte wurden vom Großen Rate aus seiner Mitte auf sechs Jahre gewählt.

Unter dem Vorsitz der Landvögte standen verschiedene Gerichte, deren Beisitzer Untervögte, Weibel, Landrichter usw. hießen. Die Städte Winterthur und Stein am Rhein besaßen nicht unbedeutende Vorrechte; diejenigen der kleinen Städte und Flecken waren geringer. Einzelnen Familien standen sogenannte Gerichtsherrlichkeiten zu, d. h. es war mit einem großen Güterbesitz, in dessen Mitte sich das Schloß befand, auch eine bald größere, bald geringere Gerichtsbarkeit verbunden. Elgg, Turbenthal und Wyla, Kempten, Teufen, Berg, Wetzikon etc. waren solche Gerichtsherrlichkeiten.

Die Verwaltung war gerecht und sparsam. Es kam allerdings vor, daß infolge mangelhafter Aufsicht ein Landvogt seine sechsjährige Amtsdauer dazu benützte, sich zu bereichern. Einer dieser ungetreuen Beamten war der Landvogt Felix Grebel in Grüningen. Ein junger Student, der erst 20jährige Lavater, forderte ihn auf, das Unrecht gut zu machen und als er keine Folge leistete, legte Lavater mit seinem Freunde Füßli den Ratsherren eine Klageschrift vor die Haustüre. Grebel entzog sich der Verhaftung durch Flucht und der Rat sprach seine Verbannung aus. Der Untervogt und der Schreiber zu Grüningen bekamen Verweise, weil sie den Landvogt nicht angezeigt hatten. Wie ungern aber der Rat das ganze Vorgehen Lavaters sah, zeigte der Umstand, daß er den beiden jungen Männern, die den Fehlbaren angeklagt, sein Mißfallen aussprach.

2. Handel und Gewerbe.

In Bezug auf Handel und Gewerbe besaß die Stadt die ausgedehntesten Vorrechte. Die Betreibung eines Handwerks in der Stadt war nur den Stadtburgern erlaubt, die Handwerker auf der Landschaft durften weder in der Stadt Arbeiten übernehmen, noch ihre zum Kauf verfertigten Produkte in der Stadt verkaufen; im letztern Falle drohte ihnen Buße oder Wegnahme der Ware.

Diese Vorrechte wurden mit aller Strenge durchgeführt. Der Gerichtsherr Heß, welcher sich in Uster ein Billard hatte anfertigen lassen, wurde dafür von den Tischlern der Stadt um 20 Pfund* und von den Schlossern wegen Beschlagung des Billard um 6 Pfund gebüßt. Auf seine Reklamation erließ ihm der Große Rat allerdings die Buße. Schlimmer kam der Obmann Geßner davon. Dieser hatte ohne die obrigkeitliche „Holzkommission“ zu befragen, direkte Schiffsladungen Holz bezogen. Wie dies bekannt wurde, nahm ihm die Behörde eine ganze Ladung weg.

Eine Anzahl von Handwerken, wie die der Buchbinder, Gold-, Silber- und Kupferschmiede, Zinngießer und Weißgerber durften auf dem Lande teils gar nicht, teils nur an bevorrechteten Orten betrieben werden. Die Gewerbe der Buchdrucker, Gastwirte, Metzger, Müller, Bäcker, Bader (Ärzte) Schmiede, konnten nur in bestimmten Lokalitäten ausgeübt werden, an denen das Recht zum Betrieb jener Gewerbe haftete (Ehehaften).

Die Landleute mußten alle Fabrikate aus der Stadt beziehen und die von ihnen selbst fabrizierten Waren an Stadtburger verkaufen. Ebenso mußten die Fabrikanten von Baumwolltüchern, die sogenanten „Tüchler“ die Baumwolle in der Stadt kaufen und die fabrizierten Tücher wieder in der Stadt verkaufen und zwar ungebleicht und ungefärbt. Schon 1690, als ein Orelli eine Bandfabrik in Weiningen errichten wollte, erklärte der Rat, „er werde nie dulden, daß irgend welche Fabrik auf seiner Landschaft eingeführt werde“.

Nicht nur das offene Land, sondern auch die untertanen Städte litten unter diesem Zwang. In Winterthur hatte man anfänglich Baumwoll- und Wollgewerbe stillschweigend geduldet. Als aber hier die Anfertigung von Silbertressen, sowie die aufblühende Seidenfabrikation aufkam, erwachte in Zürich die Eifersucht und die Seidenindustrie wurde bald als alleiniges Vorrecht der Hauptstadt erklärt. Auch in der Betreibung von Handelsgeschäften war das Land hintangesetzt. Nach dem Krämermandat durften die Krämer vom Lande ihre Waren nur von Stadtbürgern oder auf den Jahrmärkten von Zürich und Zurzach kaufen und immer nur im Détail verkaufen. Bis auf eine Stunde vor der Stadt war jede

---

* 1 Pfund = 1/2 fl. 1 fl. = Fr. 2. 38. (1757).

Krämerei verboten; die weiter entfernt wohnenden Krämer sollten mit ihrem Kram die Gemeinde nicht verlassen und bedurften zum Besuch von Jahr- und Wochenmärkten einer besondern Bewilligung.

Für die Früchte, welche nach der Stadt zum Verkauf gebracht wurden, mußte neben dem Zoll noch eine kleine Abgabe entrichtet werden und der Kornhandel war an den großen Kornmarkt in Zürich und an die kleinern in Winterthur und Eglisau gebunden. Den Preis für Brot, Fleisch, Butter und Milch bestimmte — wie damals überall — die Obrigkeit! Im Herbst wurde für den Wein ein Durchschnittspreis, der sogenannte Martinischlag, festgesetzt.

3. Die Lebensweise.

a) Die Stadt.

Das häusliche Leben der Stadtbürger war im ganzen, abgesehen von ganz wenigen Vornehmen, einfach. In den gewöhnlichen Bürgerhäusern wurde nur zweimal wöchentlich Fleisch gegessen; der Hausvater pflegte es selbst in der Metzg zu holen und trug es in einem kleinen Netze oder auf der flachen Hand nach Hause. Gedörrtes Obst wurde selbst in vornehmen Häusern den Abendgesellschaften aufgestellt. Dagegen waren seit dem Anfang des Jahrhunderts Thee und Kaffee in Gebrauch gekommen. Eine Menge von Lebensmitteln wurden von den Landleuten in die Stadt gebracht und in den Straßen laut ausgerufen. Gemüse und Obst mußte bis nachmittags 2 Uhr auf der untern Brücke feilgeboten werden, von da an war das Herumtragen und Ausrufen desselben in der Stadt erlaubt. Kuchen und Backwerk wurden namentlich Sonntags in die Häuser getragen, doch durfte das nicht während des Gottesdienstes geschehen. Zu der Haushaltung gehörten natürlich auch die Dienstboten, die darum auch mit am Tische aßen, oft auch wenn Besuch da war. In den Häusern der Handwerker bildeten die Gesellen und Lehrlinge ebenfalls einen Bestandteil der Familie. Die Kinderzucht war meist streng, selten fehlte die Rute hinter dem Spiegel. Zur Ausbildung des Leibes waren schon früh Waffenübungen für die Knaben von 8—16 Jahren unter der Leitung des Stadthauptmanns eingeführt worden. Am Schluß der Ferien wurde ein Zielschießen, das heute noch bestehende „Knabenschießen“ abgehalten.

Die Lebensordnung war von der heutigen verschieden, man stand früh auf und ging früh zu Bett. Im Sommer wurde schon um 5 Uhr zu den Frühpredigten geläutet, um 6 Uhr zu den Sitzungen des Rates. Nach vollendeter Tagesarbeit saßen plaudernd und scherzend Frauen und Männer auf den hölzernen und steinernen Bänken vor den Häusern. An Sonntagen sammelten sich die Leute nach der Predigt bei den Kirchen. Zu gleicher Zeit unternahmen die Zünfte von der untern Brücke aus paarweise mit dem Zunftmeister an der Spitze einen Spaziergang und begaben sich um vier Uhr in die Zunftstube, wo geraucht, getrunken und gespielt wurde. Um neun Uhr war Polizeistunde. — Häufig waren die Feste, welche das tägliche Einerlei unterbrachen. Taufen und Hochzeiten, Neujahrs- und Namensfeste vereinigten verschiedene Familien zu frohen Gelagen; zur Weihnachtszeit oder am Neujahr erhielten die Kinder den üblichen Christbaum, den nicht das Christkind, sondern der Samichlaus, St. Nikolaus, brachte. Am Bächtelistag trugen die Kinder die sogen. „Stubenhitze“ Geschenke an die Zünfte auf die Stube derselben, wofür sie wiederum eine Gabe erhielten. Für die seit der Reformation eingeschränkten Fastnachtfreuden hielten sich Jung und Alt am Sechseläuten schadlos. Ein hoher Feiertag war auch die Ostern. Die Kinder erhielten gefärbte Ostereier, die nach Tisch oft in Gärten versteckt wurden. Das Suchen nach den Eiern nannte man „Osterhasenjagen“. Am Osterdienstag pflegten die Stadtzürcher zu allerlei Lustpartien aufs Land zu fahren. Wichtige Ereignisse waren die Jahrmärkte, die zumteil acht und mehr Tage dauerten. Bei dem geringen damaligen Verkehr hatten die Märkte eine viel größere Bedeutung als heute. Daneben lag ihre Hauptanziehungskraft in den Belustigungsgelegenheiten, die in hoher Gunst standen.

Bis gegen die Mitte des Jahrhunderts waren die Wohnungen im allgemeinen sehr einfach gewesen. Oft bewohnten die Hausgenossen ein großes Zimmer, das als Wohnstube, Besuchs- und Gesindezimmer diente. Jetzt wurden eine Reihe von Stuben eingerichtet. In den Schlafkammern trat mehr und mehr der hölzerne Boden an die Stelle des mit Backsteinen belegten, des Plättlibodens. Die weißen Wände begann man mit Getäfer zu bekleiden.

Die Fenster bestanden aus runden oder sechseckigen kleinen Scheiben; die ehemals so blühende Glasmalerei war

gänzlich zerfallen. Im Jahr 1769 gab es in Zürich 482 „Herren"- und 707 „gemeine Burgerhäuser". Sie beherbergten 9850 Einwohner, darunter 1000 Knechte und 1784 Mägde.

b) Lebensweise und Erwerbsverhältnisse auf der Landschaft.

Das Leben auf der Landschaft unterschied sich zumteil wesentlich von dem oben Geschilderten. Ähnliche Verhältnisse wie die Hauptstadt hatte nur Winterthur. Das eigentliche Landvolk lebte einfacher als die Stadtbürger. Die Landwirtschaft stand in gutem Rufe. Seit der Mitte des Jahrhunderts begannen die Gemeinden Allmenden unter die Dorfbürger zu verteilen, wodurch manches Stück unbebauten Landes in fruchtbares umgewandelt wurde. Verschiedene Hungerjahre brachten die Bauern dazu, die Kartoffeln anzupflanzen, zu der man sonst kein Zutrauen hatte. Im Tößtal machte man bereits Versuche, durch Dämme und Wuhre das Land vor dem Flusse sicher zu stellen. In den Waldungen hingegen wurde an manchen Orten gräulich gewirtschaftet, indem niemand für Nachwuchs sorgte, sodaß bald Holzmangel entstand. Dieser führte dazu, den Torf zu verwenden. Neben der Landwirtschaft suchte das Volk notgedrungen anderweitigen Verdienst. Im Südosten des Kantons brannte man Kohlen, im obern Tößtal verfertigte man hölzerne Geschirre aller Art, so Zapfen, Weinhahnen und Kellen (Kellenland!). Manche Familie beschäftigte sich mit Korbflechterei. In Rümlang wurde seit alten Zeiten das Strumpfstricken betrieben, eine mühelose Arbeit, die den Feldbau vernachläßigen ließ. Auf dem Rafzerfeld fand die Strohhutflechterei Eingang.

Anders verhielt es sich mit der eigentlichen Industrie. Allerdings war es keinem Landbürger erlaubt, selber zu fabrizieren. Dagegen brachte die blühende Industrie der Stadt dem Volke reichen Gewinn. Die Zahl der Spinner und Weber von Baumwolle betrug über 50,000. An der Seidenindustrie waren weitere 10,000 beteiligt. Hier war der Gewinn bedeutender, weil sie Hausindustrie war und an den meisten Orten mit der Landwirtschaft verbunden werden konnte. Die Regierung förderte die Industrie auf ihre Weise, indem sie solchen Heimarbeitern bei strenger Strafe verbot auszuwandern. So verbesserte sich nach und nach die Lebensweise des Landvolks. Der wohlhabende Bauer hatte natürlich von jeher am Sonn-

tag sein gedörrtes Schweinefleisch, aber der Arme lebte in früherer Zeit über alle Begriffe einfach; viele mußten sich neben dem Habermus oder der Brotsuppe den Winter über mit gedörrtem Obst oder eingesalzenen Rüben behelfen. Erst als der Kaffee und die Kartoffeln bekannt wurden, veränderte sich der Unterhalt einigermaßen.

Die Kleidertracht war in den verschiedenen Landesteilen verschieden. Immerhin war vorgeschrieben, daß alle Männer beim Gottesdienst mit schwarzen Mänteln und glatten Kragen, an den Festtagen und bei Taufen mit „Leidhüten", die Militärpflichtigen auch mit dem Seitengewehr erscheinen sollten. Blumen gehörten zum sonntäglichen Schmuck; Frauen und Mädchen trugen ein Sträußchen in die Kirche, Männer und Knaben einen Rosmarinzweig, im Frühling auch wohl eine Tulpe oder Narzisse hinter dem Ohr. Schlecht zu den einfachen Bräuchen reimte sich das Rauchen und Schnupfen, das sich auch auf dem Lande ausbreitete. Selbst in der Kirche boten die Männer einander Schnupftabak an. Dies wurde bei einer Buße von 15 Pfund verboten, ebenso das Trinken von Branntwein vor dem Gottesdienst. — Im allgemeinen war das Landvolk arbeitsam, häuslich und in seiner Lebensweise einfach; aber nur in den fruchtbaren Teilen erfreute sich der Bauer eines bescheidenen Wohlstandes, der ihn die Bevormundung durch die „väterliche Regierung" ertragen half.

4. Fürsorge.

Die Regierung erblickte ihre Hauptaufgabe darin, die Bürger väterlich zu bevormunden, sie namentlich vor übertriebener Lustigkeit zu bewahren. Hievon geben die zahlreichen Mandate Kunde.

Viel zu schaffen machten der Obrigkeit Arme und Bettler, deren es damals eine Menge hatte. Man suchte der Not zu steuern durch Errichtung von Armenhäusern und durch Austeilung von Brot. Gelegentlich schaffte man für die Bedürftigen auch Kleider an, oder erhob für sie in den Kirchen eine Steuer. Die Fürsorge für die Kranken beschränkte sich auf die Verpflegung im Spital.

5. Kirchliche Verhältnisse.

Ein wenig erfreuliches Bild zeigt die zürcherische Kirche dieser Zeit. Gehässig und unduldsam verfolgte sie jede Ab-

weichung vom landeskirchlichen Glauben. Im Jahr 1701 hatte Zürich noch das unwürdige Schauspiel einer Hexenverbrennung, die nicht zum wenigsten auf Antreiben des Vorstehers der zürcherischen Kirche erfolgt war. Acht Personen wurden im ganzen gerichtet; denn außer der „Hexe“ verloren noch sieben weitere Opfer das Leben.

Ebenso streng ging man gegen Leute vor, die religiöse Privatversammlungen abhielten, also Sekten gründeten. Noch 1773 wurden mehrere Personen aus Bauma verbannt, einige Männer starben sogar in der Gefangenschaft.

Nach Neujahrsblättern des Waisenhauses.

39. Die Patrizierherrschaft im alten Bern.

Bern, der mächtigste Ort der Eidgenossenschaft, gebot über einen Drittel des schweizerischen Gebietes. Groß war sein Ansehen im In- und Ausland. Die Stadt galt als eine der schönstgebauten in Europa, das Untertanengebiet blühte durch seinen Landbau. Überall erhoben sich stattliche Gehöfte und Dörfer, die Zeugnis vom Wohlstand der Bewohner ablegten. Bauern mit 100,000 und mehr Franken Vermögen waren namentlich im Emmental häufig zu finden. Die bernische Verwaltung galt als vorbildlich und das nicht ohne Grund, hatte der Staat doch ohne direkte Steuern gegen das Ende des 18. Jahrhunderts einen Schatz von 30,000,000 Franken angesammelt. Die Rechtspflege war zwar nicht billig aber gerecht und die Erklärung des Rates: „Auch der Geringste unserer Untertanen soll bei uns Recht finden“ kein leeres Wort. Handel und Gewerbe waren frei; denn die stolzen Patrizier fanden es unter ihrer Würde, selbst ein Handwerk zu treiben oder kaufmännisch tätig zu sein. Einzig der einträgliche Weinhandel war ein ausschließliches Vorrecht der Stadtbürger. Die Straßen befanden sich in gutem Zustand. Um das Oberland vor der drohenden Versumpfung zu retten, wurden Kander und Lütschine kanalisiert und ihre Wasser in die natürlichen Läuterungsbecken in den Thuner- und Brienzersee, geleitet.

Die Stadtberner schieden sich in vier Bürgerklassen:

1) Die regierenden Geschlechter, deren Angehörige im Großen Rat saßen. Solcher waren 1787 noch 68. Die Amtsdauer war auf Lebenszeit. Ergänzungswahlen wurden

alle zehn Jahre vorgenommen und zwar durch die sogenannten Wahlherren. Diese umfaßten außer dem kleinen Rate noch die 16 Sechszehner. Unter den regierenden Geschlechtern unterschied man große und kleine, je nach der Vertreterzahl im Rate. 15 Familien allein zählten in ihrem Kreise 141 Ratsherren. Die Besoldungen waren mäßig, aber jedes Ratsmitglied hatte Aussicht, ein- oder zweimal eine der 68 Landvogteien zu erhalten, deren Einkünfte so bedeutend waren, daß jeder sich ein Vermögen erwerben konnte. Der Staat war ein großes Landgut der Patrizier.

2) Die regimentsfähigen Geschlechter. Sie umfaßten 1787 noch 4500 Personen. Von diesen gelangten Dreiviertel nicht in die Regierung. Ihre Namen wurden in ein besonderes Verzeichnis, in das „rote Buch“ eingetragen.

3) die gewöhnlichen Bürger, die „ewigen Habitanten“, die vom Rate ausgeschlossen waren, und

4) Die Ansäßen. Das waren Niedergelassene, Nichtbürger, die jedes Jahr eine Aufenthaltsbewilligung nachsuchen mußten und ein Schutzgeld zahlten.

Der „Landesherr“ der bernischen Gebiete war der Rat der Zweihundert, der alle wichtigen Beamtungen besetzte. Im Laufe des 18. Jahrhunderts war es, wie bereits erwähnt, wenigen Familien gelungen, den Rat aus ihren Vertretern zu bestellen. So saßen 1745 16 v. Wattenwil, 16 Steiger, 14 v. Grafenried, 13 Jenner, 11 May, 9 Fischer, 8 Sinner, 7 Tscharner, 7 v. Erlach, 6 Willading in dieser Behörde. Die Ratsstellen vererbten sich vom Vater auf den Sohn oder vom Oheim auf den Neffen, ja es kam vor, daß Ratsherrentöchter die Anwartschaft auf eine Ratsstelle in die Aussteuer mitbrachten (Barettlitochter!).

Im gesellschaftlichen Leben schlossen sich die Patrizier von den gewöhnlichen Bürgern ab. Diese ihrerseits sahen verächtlich auf die bloßen Ansäßen herab. Solche Ansäßen oder Insaßen, die nicht unter die „Einwohner“ gezählt wurden, durften kein Haus in der Stadt besitzen, die Kinder nicht hier taufen lassen, auf den Gräbern keine Grabsteine haben; erst von 11 Uhr an, wenn die Bürger ihren Bedarf gedeckt, war es ihnen erlaubt, auf dem Gemüsemarkt zu erscheinen. Damit sie nicht etwa die Reifröcke der Patrizierinnen streifen, war ihnen bei hoher Strafe verboten, in den Arkaden (Bogen-

gängen) Körbe zu tragen. So verfuhr Bern gegen Leute, die Kantonsangehörige oder doch Schweizer waren!

Eine eigentümliche Erscheinung des alten Bern war der sogenannte „äußere Stand“. Aus einer Freischar junger Städter, die sich in den Kriegen rühmlich hervorgetan, entstand eine friedliche Gesellschaft, die in prunkvollen Aufzügen den alten Glanz wieder aufleben ließ. Wie der Staat selber gab sich die Vereinigung Räte und andere Beamte, hielt Versammlungen und Tage ab, bestellte (zumteil für gebrochene Burgen!) Landvögte, alles in allem eine getreue Nachahmung, ein Spiegelbild der damaligen Verhältnisse. Die Regierung begünstigte die Gesellschaft, indem sie dieselbe zu einer Vorschule für den Staatsdienst umgestaltete. Indem die jungen Patrizier im „äußern Stand“ mit den Formen der Regierung bekannt wurden, glaubte man für ihre Vorbildung als Staatsmänner des wirklichen Staates, des „innern Standes“ genügend gesorgt zu haben. Die wenigsten taten etwas für ihre Bildung; die Wissenschaft war verachtet oder argwöhnischen Auges betrachtet. Eine eigene Behörde, die Zensur, entschied, ob eine Schrift, ein Buch, veröffentlicht werden dürfe. Buchdrucker und Bibliothekinhaber mußten mit ihren Angestellten ein Gelübte ablegen, daß sie keinen Handel mit verbotenen Büchern treiben wollen. Wie die Patrizier hier keine freie Meinungsäußerung duldeten, so herrschte auch in religiöser Hinsicht ein harter Zwang. Jede Abweichung vom strengen Glauben wurde streng bestraft und noch 1763 wurde ein Mann hingerichtet, der eine Sekte gestiftet hatte.

Nach Öchsli und Tillier.

40. Die Schwyzer Unruhen im 18. Jahrhundert.

In den Länderkantonen fand alljährlich im Mai die ordentliche Landsgemeinde statt, an der jeder Landmann bewaffnet zu erscheinen hatte. Bei dieser Versammlung stand die höchste Gewalt. In Schwyz war es aber im Verlauf des 18. Jahrhunderts einigen wenigen reichen Geschlechtern, den Redingen, Schorno, Weber, gelungen, die Herrschaft an sich zu bringen. Die Verhältnisse waren in dieser Zeit trostlose. Der Ämterkauf war gesetzlich, ein Ratsherr bezahlte für seine Stelle 8—900 Gulden. Die Haupteinnahmen flossen aus dem französischen Werbegeld; ein Hauptmann bezog z. B. Sold für 200 Mann, während die Kompagnie tatsächlich nur 175 Mann

zählte. Es kam vor, daß sogar eine Frau Inhaberin einer solchen Stelle sein konnte. Die Unordnung erreichte einen solchen Grad, daß der französische Minister in einer Verordnung bestimmt, daß fürderhin die Erblichkeit der Offiziersstellen aufgehoben sei und daß die Schweizerkompagnien aus wirklichen Schweizern bestehen müssen. Als die innern Kantone dagegen Widerstand leisteten, lieferte Frankreich Schwyz kein Gratissalz mehr, worauf der Landrat ein Werbeverbot für Frankreich erließ. Die Generalin v. Reding, die trotzdem für Frankreich geworben hatte, mußte zur Strafe jedem Landsmann einen Taler bezahlen. Die Regierung wäre nun zum Ausgleich bereit gewesen, aber die Partei der „Harten" erschien mit Prügeln bewaffnet zur Landsgemeinde und vertrieb die „Linden" aus der Versammlung. Ihr Führer war der Gastwirt Karl Dominik Pfyl in Schwyz. Er besaß ein solches Ansehen, daß er durch seinen Anhang die Landsgemeinde nach Belieben einberufen konnte. Man sagte ihm nach, er habe seinen Landsleuten, um sie zu erregen, Pfeffer in den Wein getan. Die Häupter der „Linden" wurden aus dem Rat gestoßen, weil sie das französische Reglement anerkannt hatten. Der aus Frankreich zurückgekehrte General v. Reding mußte sich vor der Landsgemeinde verantworten. Um sein Leben zu retten, bezahlte er ein „Sitzgeld" (Lösegeld). So erpreßte das Schwyzervolk von seinen Vornehmen Geld unter der Androhung von Prozessen. Der Landammann Reding wurde an einer Landsgemeinde geschlagen und mit einem andern „Linden" zusammen um 40,000 Gulden gebüßt! Pfyl, der inzwischen Landeshauptmann geworden, war allmächtig. Aber die wandelbare Volksgunst wandte sich von ihm ab, als er in einem Streit zwischen Schwyz und der Waldstatt Einsiedeln für letztere Partei ergriff.

Es waren zwei Herren, die über die Waldstatt Einsiedeln geboten, das Kloster, das den Ammann einsetzte und Schwyz, das den Vogt schickte, unter dessen Vorsitz ein Rat gewählt wurde. Nun erließ der Abt eine Verordnung, daß kein Einwohner Einsiedelns zugleich die beiden Hauptgewerbe eines Wirtes und eines Krämers betreiben dürfe. Hiergegen klagten zehn Einsiedler in Schwyz, das sich auf ihre Seite stellte. Die Einsiedler begannen nun in den Archiven nach andern „Rechten" zu suchen. Das Kloster berichtete, es existiere eine Verschwörung und die Landsgemeinde, welche fürchtete, die Waldstatt

könnte auch ihre Hoheitsrechte antasten, ließ die Verdächtigen festnehmen. Unklugerweise warf sich nun Pfyl zum Fürsprecher derselben auf, wie man sagte, weil die Einsiedler zu seinen besten Gästen in Schwyz gehörten und er auch von ihnen Geschenke bekäme. Eine erste Landsgemeinde, auf der Pfyl die Klage des Abtes einen „faulen Brief“ nannte, sprach die Angeklagten frei. Aber nun bildete sich gegen den allmächtigen Gastwirt eine Verschwörung; die Landsgemeinde des Jahres 1765 büßte ihn um 100 fl und stellte ihn in allen seinen Ämtern ein. Dazu sollte er beweisen, daß der Brief des Abtes ein fauler Brief sei. In Einsiedeln entfiel ihm der Mut, kniefällig bat er den Abt um Vergebung. Um weiterer Bestrafung zu entgehen, verließ Pfyl das Land. Die Zeit, da die Landsgemeinde nach Willkür regierte, war nun vorbei, der Landrat trat wieder in seine Stellung. Nun fielen die „Linden“ über die „Harten“ zu Einsiedeln her. Schwyz verurteilte die Waldstatt zur Zahlung der Kosten im Betrage von 2000 Gulden. Um diese Summe aufzubringen, legte der Abt auf jede Kuh eine Gebühr von 20 Schillingen. Die Einsiedler hingegen verweigerten die Entrichtung dieser Abgabe. Da ließ Schwyz die Führer des Widerstandes, den Rößliwirt und einen gewissen Kälin verhaften. Allein auf dem Wege nach Schwyz wurden die Gefangenen befreit und der Bewachungsmannschaft die Waffen zerbrochen. Jetzt beschloß die Landsgemeinde im Notfall 1500 Mann aufzubringen und das Strafgericht fällte über die rebellischen Einsiedler mehrere Todesurteile. Die Rechte des Stiftes wurden bestätigt, der Waldstatt aber die Bezeichnung „Angehörige“ genommen. Fortan hießen die Einsiedler mit ihrem rechten Namen „Untertane“. Die Viehsteuer wurde doch nicht erhoben. Die Gemeinde aber mußte, um die Kosten bezahlen zu können, Waldungen verkaufen.

Von nun an herrschten in Schwyz wieder die „Linden“, der General von Reding wurde Landammann.

Nach Öchsli, Kolleg.

41. Aus einem zürcherischen Sittenmandat von 1755.

Am 10. März 1755 erließen Bürgermeister, Kleine und Große Räte von Zürich ein „Großes Mandat“, das im besondern für die Hauptstadt gelten sollte. Den Ober- und Landvögten

wurde zur ernstlichen Pflicht gemacht, den Landleuten ihrerseits mit einem guten und tugendhaften Beispiel voranzugehen. Bald aber nachher, am 9. November 1755, fand sich die fürsorgliche Obrigkeit veranlaßt, auch für die Landschaft Zürichs ein besonderes Mandat zu erlassen, das unter andern folgende Bestimmungen enthielt:

Den Namen Gottes soll niemand unnütz nennen oder überhaupt mißbrauchen und sich vor Verletzung seiner Eidespflicht, vor Gotteslästerung, Lachsnen (Betrug durch Geisterspuk, Teufelskünste), Fluchen, Schwören, Schmähen, Schelten und Verleumden sorgfältig hüten. Übertreter werden mit Geldbuße und Gefängnis bestraft.

Jedermann soll sich des „hitzigen Wörtlens und Zankens", sowie des Zuckens von Messern und andern „Mordgewehren" enthalten, bei Strafe an dem Leben für einen vorsätzlichen Totschläger.

Verpönt ist das „leichtfertige Reiten auf dem Seil" bei 5 Pfund* Buße für den, der es in seinem Hause zuläßt. Ebenso ist das Tanzen an Hochzeiten und andern Anlässen untersagt. Der Hochzeiter oder der Hauseigentümer bezahlt eine Buße von 10—15 Pfund, jede tanzende Person 3 Pfund, selbst wenn in Hölzern oder anderswo getanzt würde.

Gänzlich verboten ist das Karten- und Würfelspiel, ebenso anderes Spiel und zwar bei einer Buße von 50 Pfund. Desgleichen sind Wetten untersagt.

Ein Wirt darf keinem Gemeindegenossen für „Ürten" über 5 Schilling (30 Rp.) borgen. Es ist ihm untersagt, Wein außer dem Hause (über die Gasse) auf „Deiß" (Borg) zu verabreichen, außer für Kranke. Das „Übersitzen in Wirtshäusern und an andern Orten" wird bestraft mit 5 Pfund für den Wirt und 1 Pfund für den Gast.

Verboten sind die großen Hochzeitseinladungen von Gemeindegenossen und Fremden, die nicht zur Verwandtschaft gehören, das Schießen an Hochzeiten bei 10 Pfund Buße, das Eier-Einziehen, kostspielige Taufmahle, die sogenannten „Küchleten". Einem Taufkinde darf zum ersten Male „höchstens ein Gulden" eingebunden werden.

Wer Tabak raucht auf offenen Wegen und Straßen, in

---

* Das Pfund wurde nur als Rechnungsmünze benutzt, ausgeprägt hat man es nie. 1756 hatte es einen Wert von Fr. 1. 19.

und bei Ställen, in Scheunen, oder an andern „gefährlichen und unanständigen Orten“, besonders aber an Sonn- und Werktagen auf dem Kirchweg, wird mit 2, 3, 5 und mehr Pfund gebüßt.

Zur Beseitigung einer im ganzen Lande und besonders an den beiden Ufern des Zürichsees überhandnehmenden Kleiderhoffart wurde ein besonderes Kleiderreglement erlassen:

a) Die Männer sollen sich einer bescheidenen und „landesanständigen Kleidung“ bedienen. Alle zum Militärdienst eingeschriebenen Leute haben bei einer Buße von 32 Schillingen in die Predigten das Seitengewehr zu tragen. Verboten ist alles Tragen von Sammt, Plüsch, Damast und seidenen Stoffen an Röcken, Kamisol und Hosen. Ebenso seidenes Futter und seidene Strümpfe, alle ganz goldenen Hutringgen und Hemdenknöpfe, alle ganz vergoldeten Kostbarkeiten an „Kanen“ (la canne = Spazierstock), Knöpfen, Degen usw.; ausgenommen sind einzig die bordierten Hüte. Desgleichen gestattet die Obrigkeit das Tragen „einfacher und kurzer Perücken“.

b) den Frauen ist bei 20 Pfund Buße oder sogar Gefängnisstrafe verboten:

Das Tragen aller massiv goldenen und ganz vergoldeten Sachen, der Gebrauch der mit Silber beschlagenen Bücher, der Ohrengehänge und Kleinode.

Das Tragen seidener Halstücher soll zwar erlaubt sein, jedoch dürfen dieselben weder mit goldenen, noch mit silbernen, noch mit andern Spitzen besetzt sein.

Verboten ist ferner das Tragen von tuchenen und ganz seidenen Kleidern, des Sammts-, der kostbaren „Fürgürtlein“, gold- und silberfädigen Zeugs, das Tragen echter oder falscher Spitzen außer bescheidenen schwarzen an „Bodenkappen und Stirnen“. Das Pudern und Krausen der Haare; dessen sollen sich die Frauen gänzlich müssigen (d. h. enthalten).

Das „Stadtmandat“ vom 10. März enthielt ähnliche, wenn auch nicht ganz so strenge Bestimmungen. So war z. B. verboten, an einem Sonntag aus der Stadt zu fahren oder zu reiten, überhaupt in „Gutschen“ und Chaisen im Gebiet der Stadt zu fahren.

Das Landmandat mußte in den Gemeinden alljährlich am ersten Sonntag nach Ostern verlesen werden. Geistliche und Beamte hatten die Ausführung zu überwachen und Fehlbare den Ober- und Landvögten anzuzeigen. Nach Jucker.

42. Aufzug eines neuen Vogtes in Werdenberg.

Der erste Mai ist angebrochen, der neugewählte Landvogt tritt sein Amt an. Mit schwarzen Seidenstrümpfen, Kniehosen, Mantel und Dreispitz angetan und den Degen an der Seite, hält er in Begleitung der beiden Gesandten des Standes Glarus seinen Einzug. In Sargans holt ihn die Herrenkutsche von Werdenberg ab. Damit aber dem „gnädigen Herrn“ kein Anstand passieren könne, macht ein Herold mit gellender Stimme in allen Ortschaften bekannt, daß bis 10 Uhr alle im Wege liegenden Misthaufen, Scheitstöcke und Holzhaufen bei hoher Buße bei Seite geschafft sein müssen. Gegen 10 Uhr sind die Pfade frei und bald rückt auch der Zug heran. Voran schreiten der Landespfeifer und Landestambour, beide mit scharlachroter Uniform und mit wallendem Federbusch; hinter ihnen reiten die Gesandten her, dann folgt die Herrenkutsche mit dem Landvogt, hinter ihr kommen die Landesdiener und den Schluß bilden neugierige „liebe, getrüwe Untertanen“. So geht der Zug durch Sevelen, Rans, Räfis, Altendorf und Buchs dem Schlosse zu. In Buchs erschallen die Kirchenglocken; vom Schloß herab erdröhnen die Kanonen und aus allen Fenstern gucken neugierige Köpfe. Vor dem schweren, eichenen Stadttore, hinter welchem die Herren verschwinden, löst sich der Zug des Landvolkes auf und kehrt heim, während die Beamten sich im Rittersaale des Schlosses gütlich tun.

Am folgenden Tag, gewöhnlich an einem Sonntag, eilt Jung und Alt, festlich gekleidet, nach Werdenberg zum Umzug. Im Schlosse geht es unterdessen lebhaft her. Die Beamten des Landes, der Landeshauptmann mit seiner Kompagnie und die Spielleute sind da beim Morgentrunk versammelt. Endlich krachen einige Kanonenschüsse im Hofe. Der Festzug wird geordnet und bewegt sich unter den Klängen einer Musik nach dem Festplatz am obern Graben. Die „gnädigen Herren“ nehmen auf einer Tennbrücke Platz; die Schloßkompagnie und die gesamte, zu diesem Zweck eingedrillte Mannschaft marschiert heran, macht Front gegen die Beamten, legt auf Kommando die Gewehre vor sich auf den Boden und tritt zwei Schritte rückwärts. Feierliche Stille herrscht, wenn der Akt der Huldigung beginnt. — Ernst und streng steht der Landvogt da und läßt die Blicke über seine nunmehrigen Landeskinder gleiten, der Landschreiber entrollt seine Papiere und

verliest das große Landesmandat, worauf die Männer mit erhobenen Suhwurfingern den vom Landvogt ausgesprochenen Huldigungseid leisten. Nach dem feierlichen „Amen“ herrscht Totenstille, bis der Landeshauptmann sie unterbricht mit dem gewichtigen Kommando: „So, jetzt ihr Mana, ladet no en waggere Schutz!“ Ein langandauerndes Gewehrknatter erfolgt; Mann um Mann schreitet salutierend bei dem gnädigen Herrn vorbei und der Hauptakt des Umzuges ist zu Ende. Nach Vollendung dieser Feier zerstreut sich das Volk; auf dem Schlosse findet für die Gesandten und den Landvogt dann noch eine große Mahlzeit statt, die bis in die Nacht dauert.

Nachdem das Rechnungswesen geordnet und die Amtsübergabe erfolgt, verläßt der alte Landvogt mit den Gesandten das Schloß und zieht heim ins Land des heiligen Fridolin.

Aus „Werdenberg unter der Herrschaft der Glarner.“ Buchs 1897.

43. Leben der Landjunker in der Herrschaft Wülflingen.

Der General Salomon Hirzel von Zürich erwarb im Jahre 1734 die Herrschaft Wülflingen nebst vielen Höfen, Gütern und einer Ziegelhütte. Er hatte bereits in seinem 22. Jahr eine Kompagnie in holländischen Diensten errichtet; nach vielen Feldzügen und Belagerungen in den Niederlanden, wo er sich durch Kenntnisse und Tapferkeit ausgezeichnet, das zürcherische Regiment als Oberst erhalten und sich von Stufe zu Stufe bis zu der für Ausländer seltenen Würde eines Generals der Infanterie emporgeschwungen.

Seine drei Söhne stellte er beim Regiment an. Aber alle drei Brüder wußten es einzurichten, die meiste Zeit auf Urlaub im Vaterhause zuzubringen, wohin sich auch der General bei heranrückendem Alter zurückgezogen hatte und wo er auf seiner Herrschaft eine Art Hofstaat unterhielt.

Wenn auch das Schloß Wülflingen nicht sehr geräumig ist, so fand man doch hier eine zahlreiche Dienerschaft, einen Marstall voll schöner Pferde, eine Rüstkammer mit kostbarem Jagdgerät, eine Menge wohlabgerichteter Hunde, allerlei fremdes und einheimisches Geflügel, wilde und zahme Tiere, z. B. einen angefesselten Wolf, der bellend die Pforte des Hofes bewachte, einen Hirsch, welcher zur Übung für die Hunde gejagt werden konnte und sich doch auf einer bestimmten Stelle

immer wieder ruhig einfangen ließ, und immer offene Tafel für die von allen Seiten herbeiströmenden Gäste. Im Hof hinter dem Schlosse war in einem eigenen Gebäude ein bequemes Bad angebracht; neben demselben ein Zimmer zum Ankleiden, auf dessen Wänden die Lieblingspferde und die Hunde des Generals abgebildet waren, dabei auch seine älteste Tochter, wie sie auf die Jagd reitet und Körbe voll Lebensmittel für den Jägerhalt mit sich führt, und andere ähnliche Darstellungen. Im Hard stand ein Jagdhaus, die Jägerburg genannt, welches vermittelst einer Wendeltreppe und eines unterirdischen Gewölbes einen geheimen Ausgang an dem Ufer der Töß hatte. Hier pflegte der General mit seinen Jagdgefährten die Mahlzeit einzunehmen; Pferde und Hunde konnten auch daselbst untergebracht werden. Durch den Wald waren breite Alleen ausgehauen, die gepflastert und wohl unterhalten, von verschiedenen Seiten her nach der Jägerburg führten. Über die in der Nähe vorbeifließende Töß war ein leichter Steg und auf demselben ein Falladen so angebracht, daß mancher zum Spaß hinübergeschickte Neuling in das Wasser plumpen mußte. Große Jagden, Schlitten- und andere Spazierfahrten wurden veranstaltet, mit Büchsen und Pistolen nach der Scheibe geschossen und manigfaltige Spässe unter den versammelten lebenslustigen Genossen vorgetragen. Daneben war dieses adelige Landleben durchaus militärisch; mit grauendem Morgen wurde Tagwache, am Abend der Zapfenstreich geschlagen.

Obgleich der General mit seinen Söhnen über 30,000 Gulden* jährlicher Einkünfte aus Holland bezog, so reichte diese, zumal für jene Zeiten, beträchtliche Summe nicht hin, die Ausgaben einer solchen Wirtschaft zu bestreiten, und je mehr der General an Geisteskräften abnahm, desto ungebundener hausten die Söhne. Während er einst, von der Gicht gelähmt, Monate lang sein Zimmer hüten mußte, ohne zu wissen, was vorging, ließen diese hinter dem Schlosse eine prächtige Reitbahn erbauen und zeigten dieselbe dem alten Herrn erst, nachdem sie vollendet und er wieder hergestellt war. So sehr auch der General den Aufwand liebte, fand er doch eine so beträchtliche Ausgabe überflüssig und weissagte den Söhnen, dergleichen leichtsinnige Unternehmungen würden sie am Ende

* 1 Gulden galt 1760 Fr. 2.33 (heute wohl das drei- oder vierfache).

in das Armenhaus führen, was zumteil auch eintraf. Allein ihr Mutwille war nicht zu bändigen; sie übten tausend possierliche, oft aber ärgerlichen Streiche aus, die mitunter schlimme Händel veranlaßten, besonders wegen der Jagd, welche sie häufig über ihre eigenen Grenzen auf das Gebiet der Nachbarn ausdehnten, dagegen aber nie die geringste Verletzung der ihrigen ungeahndet ließen. So paßten sie z. B. dem Pfarrer von Pfungen, Elias Ziegler von Winterthur, welcher, selbst ein Weidmann, sich ihrem unzeitigem Jagen in seiner Gemeinde widersetzt hatte, am Abend des 16. August 1753, alle drei zu Pferd, auf, griffen ihn, als er von Winterthur heimreiten wollte, unter Wülflingen an, trieben ihn mit Hetzpeitschen in die Töß und aus dieser, immer auf ihn zuhauend, weiter, bis er endlich auf der Allmend stürzte, und kniend um Gnade und Verzeihung flehen mußte.

Auch dem Kartenspiel waren die Brüder nicht abgeneigt und trieben es selbst auf dem Jägerhalt, öfter noch im Schlosse, und zwar hier bisweilen in Sitzungen, die ununterbrochen mehrere Tage und Nächte fortdauerten, allein nie zu ihrem eigenen Vorteil. Denn, hatten sie auch irgend einem bemittelten Nachbarn Haus und Hof abgenommen, so pflegten sie demselben ritterlich so lange Genugtuung zu geben, bis er nicht nur das Seinige wieder, sondern noch große Summen dazu gewonnen hatte.

Nachdem der gegen sein Lebensende blödsinnig gewordene General 1755 gestorben, womit die großen Geldsendungen aus Holland aufhörten, übernahmen die Söhne die Herrschaft. Sie wirtschafteten aber so zügellos fort, daß sie Gut um Gut und zuletzt auch das Schloß verkaufen mußten.

Vor der Übergabe des Schlosses machte Oberst Salomon, der letzte Inhaber, sich noch den Spaß, die Wohn- und Gerichtsstube durch seinen, unter dem Namen Stöffi von Rieden bekannten Haus- und Hofmaler Christoph Kuhn, mit Vorstellungen aller tollen Streiche verzieren zu lassen, die er mit seinen Brüdern ausgeführt hatte. Man sieht daselbst noch heut zu Tage diese in Felder abgeteilten, blau in blau gemalten komischen Schildereien. So z. B. den damaligen Pfarrer von Wülflingen mit einem Heiligenschein neben einer Sau ruhend und der Überschrift: „Gleich und gleich gesellt sich gern“; eine Raufszene des Obersten mit einem benachbarten Gerichtsherrn, die wegen eines auf Wülflingerboden von diesem

geschossenen Hasen stattgefunden hatte; sogar die Verfolgung und Mißhandlung des Pfarrers von Pfungen, über welcher eine Tafel hing mit der Inschrift: Freigebige Belohnung von „drei Eidgenossen etc.“; einen Waldplatz, auf dem Hirsche, Füchse und Dachse mit den Zeichen der zerstörten Herrschaft spielen; eine Menge anderer Schnurpfeifereien und endlich auf der Türe die drei Herren Gebrüder Hirzel, von hinten abgebildet, wie sie nach vollbrachten Taten ruhig und gravitätisch, den Hut unter dem Arm, den Degen an der Seite, bei dem Marchstein im Komberg über die Grenze ihrer verspielten und vergeudeten Herrschaft schreiten. Die beiden ältern Brüder endeten ihr Leben in elenden Umständen: Hans Hartmann im Zuchthause zu Pforzheim; Salomon in Holland, nachdem er sich von Wülflingen in ein kleines, die Baracke genanntes Jagdhaus bei Buch am Irchel, zurückgezogen hatte, weswegen er auch der Barackenoberst hieß. Der jüngste, Hans Kaspar, starb als Oberstlieutnant des zürcherischen Regimentes ebenfalls in Holland. Gekürzt aus Vögeli und Müller.

44. Die Landsgemeinde zu Sumiswald.

23. April 1653.

Schon am Abend des 22. Aprils kamen viele Bauern von allen Seiten zu Sumiswald an. Alle, wie sie eintrafen, mußten sogleich Name, Geschlecht und Heimat angeben, die von einem Schreiber pünktlich aufgezeichnet wurden. Am 23. April, morgens zogen die Landleute, mehr als 1000 Mann, aus Sumiswald auf das nahe dabei liegende freie Feld, wo ein langer Tisch zur Rednerbühne bereitet und aufgestellt war. Niklaus Leuenberger ward aufgefordert, den Vorstand und die Leitung zu übernehmen. Er weigerte sich zuerst und entschuldigte sich mit seiner Unerfahrenheit und Jugend und mit vielen andern Gründen; allein Hans Uli Neuhaus, der ihn zum Besuche dieser Landsgemeinde beredet hatte, und Daniel Ruch von Waldhaus drangen noch heftiger in ihn und gaben ihm die Versicherung, daß dies ihm nichts schaden, sondern das Volk ihm seinen Dank werktätig beweisen werde. Zuletzt ließ er sich zur Annahme des angebotenen Amtes bewegen. Er bestieg den Tisch und mit ihm Uli Galli von Signau, der Notar Joh. Konrad Brönner, der Pannerherr und der

Landessiegler von Entlebuch, Joh. Emenegger und Niklaus Binder. Nach Leuenbergers kurzer Ansprache verlas der Landessiegler Binder zuerst das zu Baden erlassene Mandat der Tagsatzung und dann, gleichsam zur Widerlegung derselben, die schriftlich verfaßten Klagepunkte der X Ämter des Kantons Luzern gegen ihre Regierung, worüber er noch Weiteres ausführte. Nach Beendigung seines Vortrags wurden von Notar Brönner die ebenfalls schriftlich verfaßten Klagen und Beschwerden der Berner Bauern gegen ihre Regierung verlesen und Uli Schad, der Weber von Oberdorf, erzählte der Versammlung, was das Basler Landvolk gegen seine Regierung zu klagen habe.

Als nun die Solothurner aufgefordert wurden, ihre Beschwerdeartikel vor die Landsgemeinde zu bringen, stieg der Untervogt Adam Zeltner auf den Tisch und trug mündlich vor:

Sie, die Solothurner Landleute, seien mit ihrer Regierung zufrieden, sie haben ganz und gar nichts über dieselbe zu klagen und sie können daher nicht einen einzigen Beschwerdeartikel vorbringen. Im Kanton Solothurn sei allerdings ein großes Geschrei entstanden, daß fremde Völker ins Land kommen wollen und daß man sie nicht hereinlassen, sondern die Pässe wohl verwahren solle. Sie, die Abgeordneten, seien hieher gesandt worden, um zu vernehmen und anzuhören, was an der Landsgemeinde verhandelt werde und es ihren Gemeinden heimzubringen. Deswegen begehren sie, daß ihnen über alle Verhandlungen der Landsgemeinde eine Schrift zugestellt werde.

Hierauf wurde der entworfene Landbrief, dessen Einleitung eine Darstellung des Verlaufes der Bewegung enthielt, verlesen. Dann beschworen die Bauern im Namen der hl. Dreifaltigkeit auf freiem Felde den „ewigen, steifen, stäten und festen Bund“, indem sie erklärten, die vor „etlichen Jahrhunderten“ geschlossene Verbindung (1291!) getreulich halten zu wollen. Alles was der Obrigkeit gehöre, solle ihr bleiben, was aber den Untertanen zukomme, sei ihnen auch zu belassen. Im fernern versprachen sich die Landleute gegenseitigen Schutz mit Leib, Hab und Blut. Die Angehörigen jedes Ortes sollen selber mit ihrer Obrigkeit unterhandeln. Zwistigkeiten solle der Volksbund entscheiden, kein Teil der Bundesteilnehmer dürfe ohne die Zustimmung der Gesamtheit sich mit der Regierung aussöhnen oder Frieden schließen.

Etwaige Angriffe durch „fremde oder einheimische Völker“ wolle man zurückweisen. Derjenige, der gegen den Bund, der alle zehn Jahre vorgelesen und erneuert werden solle, rede, sei als „meineidiger, ehrloser Verräter“ abzustrafen.

Nach Verlesung des Bundesbriefes sprach Leuenberger die Worte der Eidesformel laut und kräftig vor, die Versammlung wiederholte sie, der Bund war beschworen.

Weil aber die Solothurner Landleute nur auf Anhören und Heimbringen an die Gemeinden sich einlassen wollten und die Führer des Aufstandes hofften, durch Verbreitung des Briefes ihren Anhang zu stärken, so wurde beschlossen, eine neue Landsgemeinde zu Huttwil abzuhalten und die sämtlichen Landschaften aufzufordern, daß sie zur Bestätigung des geschwornen Eides und Bundes, ihre bevollmächtigten Boten auf den festgesetzten Tag nach Huttwil senden sollen.

Die Regierung von Bern hatte eine aus mehreren Ratsgliedern bestehende Gesandtschaft nach Sumiswald geschickt, mit dem Auftrag, die Verbindung ihrer Angehörigen mit den Landleuten anderer Kantone auf alle Weise zu hindern. Allein die Bauern achteten weder auf die Bitten noch auf die ernsten Zusprüche und die Boten der Regierung kehrten ohne etwas ausgerichtet zu haben nach Bern zurück. Aus der Helvetia 6. E. Kopp.

45. Der Aufstand der Werdenberger.

Glarus besaß im Rheintal ein erkauftes Untertanenland, die Grafschaft Werdenberg, die es durch einen Landvogt regieren ließ. Diesem stand aber ein einheimischer Amtmann zur Seite, mit dem zusammen er kleinere Vergehen aburteilte. 1566 erhielt das Ländchen ein eigenes Banner und einen Landeshauptmann. Des fernern besagte ein Versprechen des Glarner Landrates, der Landschreiber müsse immer ein Werdenberger sein. Zugleich wurde (1667) dem Vogt nicht mehr gestattet, sein Vieh auf die werdenbergischen Weiden zu treiben.

Nun kam die Landsgemeinde von Glarus im Jahre 1705 darauf zu sprechen, woher die Werdenberger solche Vorrechte hätten. Die Vogtei gab die Urkunden zur Einsicht heraus. Da zerschnitten die Glarner die Zusicherung von 1667, da dieselbe nicht von der Landsgemeinde, sondern nur vom Landrat gegeben worden sei. Wohl versprach man den Werdenbergern eine neue Urkunde, verzögerte aber die Ausfertigung

derselben. Wiederholt bat in der Folge die Landschaft um Rückgabe der Schriften, doch ohne Erfolg. Erzürnt hierüber verweigerte sie, als 1719 ein neuer Landvogt einzog, diesem den Huldigungseid für so lange, bis die Briefe unverändert zurück seien. Zwei Glarner Boten fanden bei den Werdenbergern kein Gehör. Diese beabsichtigten bei der Tagsatzung ihr Recht zu suchen. Da aber Glarus Miene machte, das Ländchen durch Waffengewalt zu bezwingen, erfolgte 1720 durch Zureden Zürichs die unbedingte Huldigung.

Jetzt berief der Glarner Landrat 12 Führer der Bewegung. Obschon man ihnen freies Geleite versprochen, erschienen doch nur 8 in Glarus. Da sie von Werdenberg den Auftrag hatten, die Briefe zu verlangen, kam keine Einigung zu stande. 1721 riet die Tagsatzung den werdenbergischen Boten, das Ländchen solle sich fügen und bat zugleich Glarus, milde zu verfahren. Die Glarner aber pochten auf ihre Herrschaftsrechte; als neuerdings 12 Werdenberger unter Zusicherung freien Geleites nach Glarus kamen, wurden alle festgenommen und 80 Mann nächtlich nach Werdenberg als Besatzung gesandt. Nun erscholl Sturmgeläute in dem Ländchen, das Schloß wurde belagert. Als aber die Bemannung einige blinde Kanonenschüsse abfeuerte, floh alles und die Landschaft bat reumütig um Verzeihung.

Trotz dieses Verlaufes bot Glarus 1900 Mann auf und ließ dieselben in Werdenberg einmarschieren. Viele Einwohner hatten sich in österreichisches oder zürcherisches Gebiet geflüchtet. Eine neue Tagsatzung erinnerte Glarus an die versprochene Milde und wirklich wurden die Führer des Aufstandes bis auf zwei entlassen. Als aber die Landschaft sich weigerte, die noch übrigen Urkunden einzuliefern, erfolgte 1722 eine zweite Besetzung. Dem Gesandten Zürichs, Nabholz, gelang es zwar, die Werdenberger zur Nachgibigkeit zu veranlassen, allein jetzt wiesen die Glarner jede Vermittlung zurück. Die Werdenberger mußten wieder Gehorsam schwören. Der evangelischen Tagsatzung, deren Boten vor der Landsgemeinde redeten, gelang es zwar, Bluturteile zu verhindern, doch waren die Strafen, welche der Landrat verhängte, streng genug. Er verbannte 7 Landesflüchtige, zog ihr Vermögen ein und ließ ihre Namen an den Galgen schlagen. Die beiden Gefangenen, Vorburger und Beusch, zwei Hauptführer der Bewegung, wurden ehr- und wehrlos erklärt, andere empfindlich gebüßt.

Einzelne bezahlten bis 4000 Gulden! Die Kosten des ganzen Aufstandes beliefen sich auf 30,000 Gulden. 20,000 wurden auf die Gemeinden verteilt, 10,000 von Privaten getragen. Sämtliche Urkunden, die nicht von der Landsgemeinde ausgestellt waren, wurden vernichtet. Dem Landvogt war in Zukunft gestattet, 8 Pferde auf die Weide zn treiben, doch sollte er nicht zu viel Holz fällen dürfen. Der Landrat besetzte alle Ämter neu und verfügte, daß die Beschlüsse aller Gemeinden jeweilen in Glarus bestätigt werden müßten.

Glarus hatte in diesem Handel sich nicht sehr rühmlich gehalten; zweimal war es seinem Versprechen untreu geworden, indem es die Urkunden nicht zurückgab und trotz der Zusicherung freien Geleites die Boten gefangen setzte. Es suchte in der Folge dann allerdings seine Fehler wieder gut zu machen; schon 1734 durften die Werdenberger wieder Waffen tragen (sie hatten dieselben abgeben müssen!), zwei Verbannten wurde die Rückkehr in die Heimat erlaubt und vier Jahre später wurde der Grafschaft auch die Wahl des Landeshauptmannes und des Fähnrichs wieder überlassen.

Nach Öchsli, Kolleg.

46. Die Heimatlosen.

Schmunzelnd steht der behäbige Bauer vor seinem Heimwesen. Friedliche Stille ringsumher. Da knurrt der treue Hofhund und springt kläffend auf, „Zigeuner“ biegen in die Gasse. Das ganze Dorf kommt in Aufregung. Neugierig gaffend, oder auch besorgt, mustert die Bevölkerung die Insaßen der mit Leinwand überspannten Wagen: Struppige Männer, keifende Weiber und schmutzige Kinder! Jetzt heißt es die Augen offen behalten, will man nicht von den schlauen Wagenbewohnern bestohlen werden. Wenn auch ungern gibt man den dreist Fordernden ein Almosen und sieht aufatmend die ungebetene Gesellschaft im nahen Walde verschwinden.

Und wer sind diese „fahrenden Leute“? Die Nachfolger und zumteil die Nachkommen der Heimatlosen, jener Unglücklichen, die Jahrhunderte lang die Länder Europas durchirrten, nirgends geduldet, überall verjagt. Auch die Schweiz beherbergte natürlich solche Ausgestoßene der menschlichen Gesellschaft, durch Krieg und Hungersnot aus ihrem Heimatlande Vertriebene, wegen größerer oder kleinerer Vergehen von ihrem

Sitz Verjagte, umherziehende Kessel- und Schirmflicker, Bettler und Vaganten aller Art. Ein Kanton suchte die unbequemen Gäste dem andern aufzubürden. In regelmäßig wiederkehrenden Betteljagden trachteten die Regierungen ihr Gebiet von der Landplage, die solche Heimatlose öfters wirklich bildeten, zu säubern. Nur in wilden Schluchten, im Düster unwegsamer Wälder, auf ödem Moor oder an verschrieenen Orten fristete das arme Völklein noch ungestört sein trauriges Dasein.

Folgen wir einer solchen „Bande“ in ihren Schlupfwinkel: Bettelnd schleichen abenteuerliche Gestalten durch das einsame Bergdörfchen. Auf unwegsamen Pfaden finden sie sich nächtlich znsammen, um ihr Gelage abzuhalten, an dem sie das Leid, das sie erdulden, für einige Augenblicke vergessen. Unter einer alten Schirmtanne brennt das Lagerfeuer und über demselben hängt ein Kessel, in dem Schinken, Speck und Würste brodeln. Weiber sind damit beschäftigt, allerlei Küchlein in der zischenden Butter zu backen, die sie dann auf dem Rasen hoch auftürmen. Am Feuer stehen Kannen und Milchtöpfe und im Schatten unter dem Gesträuch liegen dickbauchige Wein- und Branntweinflaschen. Um das Feuer gelagert schwatzen, essen und trinken die alten, verwegenen Männergestalten und runzlige Weiber. Ihre Sprache ist nur für den Eingeweihten verständlich und der Zeichen, die der Führer in den nahen Eichbaum schnitzt, sind selbst nur wenige der „Fahrenden“ oder „Fecker“, wie man sie auch nennt, kundig. Das junge Volk wiegt sich in wildem Tanz nach den Melodien des Hackbrettes oder der Violine; übermütig kücheln Buben und Mädchen Hollunderzweige in der geschmolzenen Butter und lassen die Zweige scherzend zurückschnellen. Da durchdringt der unheimliche Schrei der Eule die klare Nachtluft — das Zeichen der Schildwache, daß Gefahr droht. In wilder Hast raffen Männer und Weiber Pfannen und anderes Gerät zusammen, das Feuer erlischt, wie die Schatten gleiten die Heimatlosen in das schützende Dickicht. Die Ländjäger finden nichts mehr als die verglimmenden Lagerkohlen, etliche abgenagte Schinkenknochen, leere Flaschen und an den Hollunderstauden die geküchelten Zweige. Die Verfolgung ist schwierig, es ist als hätte der Boden die Bande verschlungen.

Am andern Morgen schleicht der ergraute Führer zur einsamen Waldkapelle. Er findet rote Zeichen an der Wand. Gellend ertönt aus seinem Munde der Schrei des Hühnerweihs

und lebendig wird's im nahen Gehölz. Im Augenblick ist die Sippschaft der Fecker beisammen und vernimmt die Deutung der rätselhaften Figuren: Eine andere Familie der Fahrenden hat hier gerastet. Sie ist am Berghang bei der hundertjährigen Eiche zu treffen. Auch sie ist der Verfolgung entronnen, rät aber allen Unglücksgefährten, die ungastliche Gegend zu verlassen.

In der nächsten Nacht schleichen dunkle Gestalten der Grenze zu. Sausend fährt der Wind durch die Wipfel und klatschend prasselt der Regen hernieder. Die Heimatlosen überschreiten den trennenden Fluß und glauben sich geborgen. Allein diesmal sind ihnen die Häscher zuvorgekommen. Wie das Wild werden die Unglücklichen zurückgetrieben — in die Arme der sie verfolgenden Landjäger des eben verlassenen Kantons.

Zu D. Bearbeiter: *J. Stelzer,* Meilen.

47. In Versailles.

Versailles war eine königliche Residenz, wie die Welt keine zweite mehr sah. Für die Zwecke eines Mannes nur war sie gebaut worden: für die Bedürfnisse, die Vergnügungen, den Dienst, die Gesellschaft und die Festlichkeiten des Königs.

Da und dort, in einzelnen Winkeln und am Umkreis gab es wohl auch Gasthöfe, Buden, Schenken, Herbergen für die Arbeiter, die Lastträger, die gewöhnlichen Soldaten; denn auch die Menschen in der glänzendsten Stellung können solcher Handlanger nicht entbehren. Sonst aber traf man nur Paläste und Prachtbauten mit figurenreichen Vorderseiten, verzierten Gesimsen und gewaltigen Treppen. Alle waren regelmäßig um das unermeßliche, großartige Königsschloß gestellt, wohin alles strebte. Die höchsten und reichsten Familien des Landes hatten sich da dauernd niedergelassen. In der Umgebung der Stadt traf der Wanderer auf zehn Stunden im Umkreis an hundert Orten Paläste, welche Versailles, den Mittelpunkt, wie mit einem Kranz von schimmernden Prachtgebäuden umgaben. Jeden Morgen strömte eine Menge reicher Herrn und Damen, einem Bienenschwarm ähnlich, nach Versailles, der Stätte aller Fülle und alles Glanzes,

In den Straßen herrschte ein schimmerndes, lebhaftes Gewimmel von bunten, wechselnden Livreen, Uniformen, Ge-

wändern und Wagen. Vor dem königlichen Schloß stellten sich Tag um Tag vier Kompagnien französischer und zwei Kompagnien Schweizer-Garden zur Schau.

Prachtvoll war der Anblick, wenn der König eine Ausfahrt nach Paris machte. Französische Garden und Schweizertruppen bildeten an den Straßenseiten zwei lange Reihen, zwischen welchen der königliche Wagen, den ein langer Zug von Reitern und Fußsoldaten begleitete, dahin rollte. An der Spitze dieser Begleitung ritten vier spielende Trompeter, welchen die „Hundert Schweizer“ folgten. Sie marschierten im Kostüm des 15. Jahrhunderts, mit der Partisane in der Hand, im breiten, weißen Halskragen, federnumbuschten Hute, und umwallt vom weiten, doppelfarbigen, rotweißen Mantel einher. Neben ihnen erblickte man die Stadtgarden mit goldenen Tressen und scharlachroten Ärmelaufschlägen, in Helmen, die mit goldenen und silbernen Kugeln geschmückt waren. Ein goldstrotzender Neger schlug die am Sattelknopf hängende Zimbel, die reich vergoldet und mit bunten Malereien verziert war. Hinter dem königlichen Wagen und zu seinen Seiten trabten die Leibjäger, erprobte Edelleute mit Degen und Karabinern, in roten Hosen und hohen, schwarzen Stiefeln und blauem, weißumrandetem Rock. Unter ihnen befanden sich die „Ärmelritter“, die vertrautesten, die, in weißem, mit Gold und Silber überstreutem Helm, die Hand an der scharfen Partisane, immer ein wachsames Auge auf den König hatten.

Den farbenprächtigen Bildern auf der Straße entsprach das glänzende Leben im Innern der Säle, die, besonders bei Nachtzeit, im hellen Glanze erstrahlten. Von den figurenreichen Deckengewölben hingen in Blätter- und Blumengewinden die flammenden Leuchter, deren Lichter sich in den hohen Wandspiegeln vervielfältigten und deren Schein auf den goldenen Kleinodien, auf den Diamanten, den bunten Edelsteinen, den kostbaren, rauschenden und schimmerden Frauenröcken widerstrahlte. Im Kreise, oder auf Gestellen waren Damenkörbchen aufgereiht, die mit ihren Perlen, Edelsteinen, Gold- und Silberdingen, künstlichen Schmetterlingen, Blumen, Früchten, wie Kirschen und Erdbeeren, ein reiches, kostbares Spalier bildeten. Das war ein Schimmern und Blitzen; kaum ertrugen die Augen den blendenden Glanz. Und die Herren waren so reich geschmückt wie die Damen. Die wallenden Locken der Perücken waren gepudert; an den Schuhen flim-

merten goldene oder silberne Schnallen, vom Hals fielen feine Spitzenkravatten auf die Brust, die Ärmel waren mit Spitzenmanchetten eingefaßt, die Röcke und Westen von brauner, rosenroter, himmelblauer Farbe glänzten von Stickereien und goldenen Tressen.

„Man hat nichts gesehen, wenn man Versailles nicht gesehen hat!“ Wir begreifen, daß ein Franzose diese Behauptung aufstellen konnte. Nach Taine.

48. Der Schweizer.

Volksgesänge für Männerchor, herausgegeben von der zürcherischen Schulsynode. Nr. 106.

49. Verkaufte Soldaten.

Ein alter Kammerdiener bringt der Fürstin ein Schmuckkästchen.

Kammerdiener: Seine Durchlaucht der Herzog empfehlen sich der Fürstin zu Gnaden und schicken Ihnen diese Brillanten. Sie kommen soeben erst aus Venedig.

Fürstin (hat das Kästchen geöffnet und fährt erschrocken zurück): Mensch! was bezahlt dein Herzog für diese Steine?

Kammerdiener (mit finsterem Gesicht): Sie kosten ihn keinen Heller!

Fürstin: Was? Bist du rasend? Nichts! und (indem sie einen Schritt von ihm wegtritt) du wirfst mir ja einen Blick zu, als wenn du mich durchbohren wolltest — nichts kosten ihn diese unermeßlich kostbaren Steine?

Kammerdiener: Gestern sind siebentausend Landeskinder nach Amerika fort — die zahlen alles.

Fürstin (setzt den Schmuck plötzlich nieder und geht rasch durch den Saal, nach einer Pause zum Kammerdiener): Mann, was ist dir? Ich glaube, du weinst?

Kammerdiener (wischt sich die Augen, mit schrecklicher Stimme, alle Glieder zitternd): Edelsteine, wie diese da — ich hab' auch ein paar Söhne drunter.

Fürstin (wendet sich bebend weg, seine Hände fassend): Doch keinen gezwungenen?

Kammerdiener (lacht fürchterlich). O Gott! — Nein — lauter Freiwillige! Es traten wohl so etliche vorlaute Bursch' vor die Front heraus und fragten den Obersten, wie teuer der

Fürst das Joch Menschen verkaufe? — Aber unser gnädigster Landesherr ließ alle Regimenter auf dem Paradeplatz aufmarschieren und die Maulaffen niederschießen. Wir hörten die Büchsen knallen, sahen ihr Gehirn auf das Pflaster spritzen, und die ganze Armee schrie: Juchhe! nach Amerika!

Fürstin (fällt mit Entsetzen in das Sopha). Gott! Gott! — Und ich hörte nichts? Und ich merkte nichts?

Kammerdiener: Ja, gnädige Frau! — Warum mußtet Ihr denn mit unserem Herrn gerad' auf die Bärenhatz reiten, als man den Lärmen zum Aufbruch schlug? — Die Herrlichkeit hättet Ihr doch nicht versäumen sollen, wie uns die gellenden Trommeln verkündigten: „Es ist Zeit", und heulende Waisen dort einen lebendigen Vater verfolgten, und wie man Bräutigam und Braut mit Säbelhieben auseinander riß, und wir Graubärte verzweiflungsvoll dastanden und — o, dazwischen das polternde Wirbelschlagen, damit der Allwissende uns nicht sollte beten hören.

Fürstin steht auf, (heftig bewegt): Weg mit diesen Steinen — sie blitzen Höllenflammen in mein Herz. (Sanfter zum Kammerdiener): Mäßige dich, armer alter Mann! Sie werden wieder kommen. Sie werden ihr Vaterland wiedersehen.

Kammerdiener: Das weiß der Himmel! Das werden sie! — Noch am Stadttor drehten sie sich um und schrieen: „Gott mit Euch, Weib und Kinder! — Es leb' unser Landesvater — Am jüngsten Gericht sind wir wieder da!"

Aus Schillers: Kabale und Liebe. II 2.

50. Aus J. G. Seumes Soldatenleben.

Der junge Dichter Seume, der, um seine Kräfte zu versuchen, mit 9 Talern und wenig Habseligkeiten im Reisesack, und einigen römischen und griechischen Büchern in der Tasche nach Paris reisen wollte, fiel unterwegs in die Hände der Werber des Landgrafen von Kassel. Er wurde unter die Truppen gesteckt, welche dieser Fürst an die Engländer für den Krieg gegen die nordamerikanische Republik verhandelt hatte. In Bremen, wo die Truppen sich einschiffen sollten, erhielt er von den Dragonern und den Unteroffizieren einige Rippenstöße, weil er nicht voll und laut genug: „Es lebe der König!" schrie.

In den englischen Transportschiffen wurden die Soldaten gedrückt, geschichtet und gepökelt wie die Heringe. Den Platz zu sparen, hatte man keine Hängematten sondern Verschläge im Verdeck, das ziemlich niedrig war, so daß ein ausgewachsener Mann darin nicht aufrecht stehen konnte. Die Bettkasten waren für sechs und sechs Mann bestimmt; wenn aber vier darin lagen, waren sie voll, und die beiden andern mußten hineingezwängt werden. Es war für einen einzelnen ganz unmöglich, sich umzuwenden, und eben so unmöglich, auf dem Rücken zu liegen. Wenn sie auf einer Seite recht geschwitzt hatten, rief der rechte Flügelmann; Umgewendet! und es wurde umgeschichtet; hatten sie nun auf der andern Seite eben so viel ausgestanden, rief das nämliche der linke Flügelmann und sie zwängten sich wieder in die vorige Quetsche.

Die Kost war weder genügend, noch gut; heute Speck und Erbsen und morgen Erbsen und Speck, und alle Tage so fort.

Ein Sturm trieb sie weit nordwärts, in die Nähe von Grönland, so daß die Fahrt statt vier Wochen zweiundzwanzig erforderte, und die Portionen an Brot, Fleisch und Wasser noch kleiner wurden. Endlich landeten sie am langersehnten Bestimmungsort. Aber Seume kam zu keiner größern Waffentat; denn der Krieg ging eben seinem Ende entgegen.

Nach dem Friedensschluß kehrte Seume wieder nach Deutschland zurück; rasch ging die Heimfahrt von statten.

In Bremen, wo die Landung stattfand, versuchte er, sich den Fesseln der schändlichen Dienstbarkeit zu entziehen. Einige Nächte lauerte er ohne Erfolg auf eine günstige Gelegenheit; denn die wachhabenden Büchsenschützen hatten ihre geladenen Läufe überall hin gerichtet. Endlich gelang es ihm, am hellen, lichten Tage unter ziemlicher Lebensgefahr zu entweichen.

Er machte sich kurz entschlossen auf und davon, am Ufer der Weser hin, über die Brücke in die Altstadt hinein. Ein guter, alter, ehrlicher Bürger mochte ihm einige Verwirrung ansehn; er kam freundlich auf ihn zu und fragte: „Freund, ihr seid wohl ein hessischer Deserteur?“ „Und wenn ich einer wäre?“ fragte Seume. „Da muß ich euch sagen, unser Rat hat einen Bund mit dem Landgrafen“, erwiderte der Alte.

Das gutmütige Volk in Bremen drängte sich als eine Schutzwehr um den Flüchtling und schob ihn hülfreich zum

nächsten Tore hinaus. Seume, ein trefflicher Läufer, flog wie ein Pfeil dahin. Dessenungeachtet waren seine Verfolger, die hessischen Jäger, ihm immer ganz nahe und trieben ihn endlich in einen Sack zwischen der Hunte und der Weser. Hier, glaubten sie, könnte er ihnen nicht mehr entspringen, und er selbst hielt sich für verloren. Zum Glück sah er in einem Weidenbusch am Ufer einen Fischerkahn und sprang hinein. Der mitleidige Fischer, welcher der Menschenjagd zugesehen hatte, wies ihn an, sich auf den Boden niederzulegen, und stieß augenblicklich vom Lande ab. Die ankommenden Jäger schossen auf den Kahn; aber die Kugeln verfehlten ihr Ziel. Als der furchtlose Schiffer glücklich das diesseitige Ufer erreicht hatte, sprach er: „Hier, Freund, seid ihr frei und auf oldenburgischem Grund und Boden. Gott helf euch weiter!“

Der Ruhe und Sicherheit, die ihm hier zuteil wurde, genoß er nicht lange; denn die Sehnsucht nach seiner Mutter trieb ihn zu seinem Unglück weiter fort. Als er in seiner hessischen Uniform die Grenze von Oldenburg überschritten hatte, hielten ihn preußische Werber an und schleppten ihn ohne Umstände als Deserteur nach der Stadt Emden, wo er als gemeiner Soldat dienen mußte. Aber unaufhörlich beschäftigte ihn der Gedanke, wie er sich dem verhaßten Soldatendienst entziehen könne. Einst in einer sternenhellen Nacht führte er den still entworfenen Plan aus. Er mochte ungefähr eine Stunde gelaufen sein, als die Lärmkanone seine Flucht verkündigte und die ganze Gegend zur Verfolgung aufrief. Es war Winter und die sonst grundlosen Wege und Felder in Ostfriesland waren hart und die weiten tiefen Gräben zugefroren, Aber noch in derselben Nacht fing es an zu tauen. Bald fiel der Regen und machte die Felder, worauf Seume, weit ab von der Landstraße, seinen Weg suchen mußte, zu tiefen Morästen. Länger als 24 Stunden war er, durchnäßt und erhitzt, ohne einige Stärkung, fortgewatet, durch das Eis in tiefe Graben gesunken und hatte sich mit fast übermenschlicher Anstrengung bis nahe an die Grenze gearbeitet, als er sich erschöpft fühlte und, der Ohnmacht nahe, in ein Dorf ging. Mitleidige Leute nahmen ihn auf; aus seinen Stiefeln floß das Blut, man legte ihn in ein Bett. Der freundliche Amtmann des Dorfes, der sich seiner hilfreich angenommen, schickte ihn, sorgfältig in Stroh gepackt, am andern Tag auf einem Wagen und unter einer handfesten Bedeckung

wieder nach Emden zurück, wo er in Ketten gelegt wurde. Wer vermochte jetzt den Unglücklichen, den jedermann schon in Sicherheit glaubte, dem seine Offiziere selbst Teilnahme entgegen brachten, zu retten?

Einige Zeit nachher nahm man ihm die Ketten ab und stellte ihn vor ein Kriegsgericht, welches ihn zu zwölfmal Spießruten verurteilte. Finster und schweigend trat er nach dem Urteilsspruch ab, als ihm der Oberst ein „Halt!“ zurief. Wegen seines sonst guten Betragens und braven Lebenswandels, auch wegen der Art und Weise, wie er in den Dienst gekommen war, verwandelte das Kriegsgericht die bestimmte Strafe in sechsmonatliches Gefängnis bei Wasser und Brot.

Aus Seumes Selbstbiographie.

51. Der Bauer.

An seinen durchlauchtigen Tyrannen.

Wer bist du, Fürst, daß ohne Scheu
Zerrollen mich dein Wagenrad,
Zerschlagen darf dein Roß?

Wer bist du, Fürst, daß in mein Fleisch
Dein Freund, dein Jagdhund, ungebläut
Darf Klau' und Rachen hau'n?

Wer bist du, daß durch Saat und Forst
Das Hurrah deiner Jagd mich treibt,
Entatmet wie das Wild?

Die Saat, so deine Jagd zertritt,
Was Roß und Hund und du verschlingst,
Das Brot, du Fürst, ist mein.

Du Fürst hast nicht bei Egg' und Pflug,
Hast nicht den Erntetag durchschwitzt,
Mein, mein ist Fleiß und Brot! —

Ha! Du wärst Obrigkeit von Gott?
Gott spendet Segen aus; du raubst!
Du nicht von Gott, Tyrann!

Gottfr. Aug. Bürger.

52. Der wilde Jäger.

Von Gottfried August Bürger.

53. Der Pfarrer Christoph und der Kardinal Rohan.

Wir waren eben im Begriffe, ins Bett zu gehen. Unsere Magd löschte das Feuer auf dem Herde und Meister Hans war schon aufgestanden, als plötzlich zwei starke Schläge gegen die Türe geführt wurden. Sprachlos sahen wir einander an und die Meisterin trug schon das Licht in die Küche, damit man meinen sollte, wir schliefen. Wir waren totenbleich bei dem bloßen Gedanken, daß Landjäger vor der Türe ständen. Da rief eine starke Stimme: „Ich bins, Hans! Ich bin's . . . der Christoph; mach auf!“

Man kann sich kaum denken, wie wir aufatmeten. Meister Hans ging auf den Gang hinaus zu öffnen, und die Mutter brachte die Lampe wieder auf den Tisch. Herein kam der Pfarrer; aber er war nicht gut aufgelegt, er sagte nicht einmal: Grüß Gott! sondern schüttelte den Regen von seinem großen dreispitzigen Hut. Er sah fürchterlich aus und fing an:

„Ich komme von Zabern . . . ich habe den berühmten Kardinal Rohan gesehen . . . . Gott im Himmel! Gott im Himmel! Also das ist ein Kardinal, ein Kirchenfürst . . . Ha, wenn ich dran denke! . . .“

Er sah tief entrüstet aus Das Wasser lief ihm über die Backen auf den Rockkragen; er riß sein Bäffchen* herunter, steckte es ein und ging hastig auf und ab.

„Ja, ich hab' diesen Prinzen gesehen, diesen Großwürdenträger, der uns mit gutem Beispiel vorangehen und ein Muster christlicher Tugend sein soll; ich habe ihn gesehen, wie er, selber kutschierend, mit seinem Wagen auf der Hauptstraße von Zabern im Galopp mitten durch das zu Markt gebrachte Töpfergeschirr fuhr, und dabei lachte er wie ein Narr . . . . Das ist ein Skandal!“ Er durchmaß die Stube mit großen Schritten. Er war über und über mit Kot bespritzt und bis auf die Haut durchnäßt, aber er spürte nichts; sein dicker, grauer Kopf zitterte. Es war, als ob er mit sich selbst spräche.

„Aber um's Himmels willen,“ fiel jetzt der Meister ein, „was hat's denn gegeben?“

Da hielt der Pfarrer einen Augenblick inne und sagte sodann: „Ich bin dorthin gegangen, um mich über eine Haus-

---

* Weißer Halskragen der Pfarrer, den sie über dem Amtskleid tragen.

suchung, welche die Salzspitzel gestern Nacht um 11 Uhr in meinem Dorfe vorgenommen haben, und über die Verhaftung eines meiner Pfarrkinder, des Jakob Baumgarten, zu beschweren. Das war meine Pflicht, Ich dachte, ein Kardinal werde das begreifen, er werde mit einem unglücklichen Familienvater und seinen sechs Kindern, dessen ganzes Verbrechen darin besteht, daß er einige Pfund Schmugglersalz gekauft hat, Mitleid haben, er werde machen, daß der Ärmste losgelassen wird! Und wie ist's mir ergangen? Erst mußt' ich zwei Stunden vor dem Tor des prächtigen Schlosses warten; endlich erlaubte man mir, in diesen Palast hineinzugehen, wo alles auf den Gemälden und in den Gemächern von Seide, Gold und Edelsteinen strotzt! Da hieß man denn mich und ein paar arme Pfarrer aus den Bergen von 11 Uhr morgens bis 5 Uhr abends warten. Wir hörten die Bedienten lachen. Von Zeit zu Zeit kam ein großer Kerl in roter Beamtenkleidung unter die Türe, sah uns an und rief den andern zu: ‚Das Pfaffengeschmeiß ist noch da!' Ich wartete geduldig .... Ich wollte mich beim Bischof beschweren. Da kam einer der Burschen und sagte uns, die Sprechstunden des Bischofs seien auf acht Tage verschoben. Und dazu lachte der Schlingel."

Bei diesen Worten zerbrach der Herr Pfarrer Christoph seinen dicken Stechpalmenstock wie ein Schwefelholz. Dann fing er wieder an, auf und abzugehen. Er sagte Dinge, die ich nie vergessen werde:

„Die Gerechtigkeit wird überall mit Füßen getreten. Das Volk tut alles, die andern machen nichts als übermütige Streiche. Der Sohn des Armen beschützt sie, der Sohn des Armen ernährt sie und der Sohn des Armen, wie ich einer bin, predigt die Achtung vor ihrem Reichtum, ihrer Würde, selbst wenn sie Ärgernis geben! Wie lange wird das noch dauern? Ich weiß nicht; aber ewig kann es nicht dauern; es ist wider die Natur, es ist wider den Willen Gottes und es ist gewissenlos, Achtung vor dem zu predigen, was Verachtung verdient! Das muß aufhören."

Pfarrer Christoph ging noch am gleichen Abend heim in sein Dorf; wir aber waren traurig und Meister Hans sagte: „Er hat recht, das muß aufhören!"

Nach Erkmanns Chatrian Histoire d'un paysan.

54. Die Unabhängigkeitserklärung der nordamerikanischen Republik vom 4. Juli 1776.

Wenn im Laufe der Begebenheiten ein Volk genötigt wird, die Bande aufzulösen, die es mit einem andern vereinten, und unter den andern Völkern der Erde eine eigene Stellung mit gleichen Rechten einzunehmen, wozu es die Natur und deren Schöpfer berechtigt haben, so verlangt es die geziemende Achtung vor den Meinungen der Menschen, daß es die Ursachen, welche jene Trennung veranlaßten, öffentlich kundgebe.

„Wir halten folgende Wahrheiten für klar und keines Beweises bedürftig, nämlich: daß alle Menschen gleich geboren, daß sie von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten ausgestattet sind, daß zu diesen Leben, Freiheit und das Streben nach Glück gehören. Die Klugheit zwar gebietet, schon lange bestehende Regierungen nicht um leichter oder vorübergehender Ursachen willen zu ändern, und demgemäß hat alle bisherige Erfahrung gezeigt, daß die Menschen geneigter sind, die Leiden zu ertragen, so lange sie zu ertragen sind, als sie durch Vernichtung der Formen, an welche sie sich einmal gewöhnt haben, selbst Recht zu verschaffen. Wenn aber eine lange Reihe von Mißbräuchen und unrechtmäßigen Eingriffen, welche unabänderlich immerdar den nämlichen Gegenstand verfolgen, die Absicht beweist, das Volk der unbeschränkten Gewaltherrschaft zu unterwerfen, so hat dieses das Recht, ja es ist seine Pflicht, eine solche Regierung umzustoßen und neue Schutzwehren für seine künftige Sicherheit zu suchen. Von der Art war auch das stille Dulden der Kolonien, und von der Art ist nun die Notwendigkeit, welche sie die frühere Form der Regierung abzuändern zwingt. Die Geschichte des gegenwärtigen Königs von England ist eine Geschichte von wiederholten Ungerechtigkeiten und unrechtmäßigen Anmaßungen, die sämtlich die Einrichtung einer unumschränkten Tyrannei über diese Staaten bezwecken.

Bei jeglicher Stufe dieser Unterdrückung haben wir auf das alleruntertänigste um Abhülfe gebeten. Unseren wiederholten Bitten wurde aber nur mit Wiederholung des Unrechts geantwortet. Ein Fürst, der in jeder seiner Handlungen so sehr als ein Tyrann sich zeigt, ist untauglich, eines freien Volkes Herrscher zu sein.

Wir haben es aber auch nicht an Aufforderungen an unsere britischen Brüder fehlen lassen. Wir haben sie von Zeit zu Zeit vor dem Unterfangen gewarnt, durch ihre Gesetzgebung eine unerlaubte Rechtsprechung über uns ausdehnen zu wollen. Wir haben sie an die Umstände unserer Auswanderungen und Niederlassung erinnert. Wir haben uns an ihre angeborene Gerechtigkeitsliebe und Hochherzigkeit gewandt und sie bei den Banden unserer gemeinsamen Abkunft beschworen, jener angemaßten Herrschaft zu entsagen, die unvermeidlich unsere Verbindungen und Gemeinschaft unterbrechen würde. Aber auch sie waren taub gegen die Stimmen der Gerechtigkeit und der Blutsverwandtschaft. Daher müssen wir der Notwendigkeit, welche unsere Trennung von ihnen gebietet, nachgeben und sie nur für das halten, wofür uns die übrige Menschheit gilt, für — Feinde im Krieg, für Freunde im Frieden.

Wir, die versammelten Abgeordneten des Volkes der Vereinigten Staaten von Amerika, den höchsten Richter der Welt für die Reinheit unserer Absichten zum Zeugen anrufend, verkünden daher hiemit feierlichst und erklären im Namen des guten Volkes dieser Kolonien:

1. Daß diese vereinten Kolonien freie und unabhängige Staaten sind und es zu sein das Recht haben sollen; daß sie von allem Gehorsam gegen die britische Krone los und ledig gesprochen sind und daß alle politische Verbindung zwischen ihnen und dem britischen Reiche gänzlich aufgelöst ist und sein soll.
2. Daß sie als freie und unabhängige Staaten volle Gewalt haben, Krieg anzufangen, Frieden zu schließen, Bündnisse einzugehen, Handel zu treiben und alle andern Handlungen und Dinge zu verrichten, wozu unabhängige Staaten berechtigt sind.

Und zur Aufrechthaltung dieser Erklärung verbürgen wir uns, mit festem Vertrauen auf den Schutz der göttlichen Vorsehung, gegenseitig mit unserem Leben, mit Hab und Gut und unserer unverbrüchlichen Ehre."

Aus „Theorie und Praxis des Realschulunterrichtes"
von Gustav Wiget. I. Heft.

55. Schloß Boncourt.

Siehe Deutsches Poesiebuch.

56. Die Flucht des Königs.

Die königliche Familie hatte in dem Kommandanten der Stadt Metz, dem General Bouillé, einen bewährten Freund und konnte sich auf die Treue seiner Soldaten verlassen. In diese Stadt drum wollte sie sich begeben und der treue Diener suchte die Flucht seines Herrn dadurch zu unterstützen, daß er ihm, unter dem Vorwand einer militärischen Übung, einige Regimenter zur Bedeckung entgegenschicken würde.

Als alle Vorbereitungen getroffen waren, verließ die königliche Familie um Mitternacht des verabredeten Tages das Schloß. Um die Aufmerksamkeit der Wachen zu täuschen, gingen sie in getrennten Gruppen und nach bestimmten Zeiträumen auf verschiedenen Wegen durch den großen Garten. Der bereit stehende, von Leibwachen geleitete Wagen entführte sie ohne Hindernis der Hauptstadt.

Ungefährdet fuhren sie durch die Dörfer und Städte; gegen Abend jedoch bemerkten sie an verschiedenen Orten, wo sie Truppen Bouillés erwarteten, eine gewisse Aufregung unter der Bevölkerung, und mit Bangen sahen sie dem Erscheinen der Regimenter entgegen.

In St. Menchould wurde der König, der sich etwas unvorsichtig am Fenster zeigte, um nach einer militärischen Bedeckung auszuspähen, vom Sohne des Postmeisters erkannt. Dieser ließ, ohne etwas von seiner Entdeckung verlauten zu lassen, ein Pferd satteln und auf weiten Umwegen, um den Argwohn der Flüchtigen nicht wachzurufen, suchte er noch vor dem königlichen Wagen nach der nächsten Poststation, Varennes, zu kommen.

Hier kamen die königlichen Wagen gegen Mitternacht an. Die ganze Stadt lag in tiefem Schlafe und kein Licht erhellte die dunkeln Gassen. Mit Bestürzung erkannte der König, daß hier weder die ersehnte Bedeckung, noch die für die Weiterreise so nötigen Pferde vorhanden waren. Umsonst ließen die Postillone die Peitschen knallen, um die nächsten Hausbewohner aufzuwecken. Die Leibwachen durchstreiften die Straßen, um irgendwo neue Gespanne aufzutreiben; der König und die Königin durchirrten, von Tür zu Tür klopfend, die unheimlichen Gassen. Alles umsonst. Niedergeschlagen und voll banger Ahnung kehrten sie zu den Wagen zurück. Aber die Postillone weigerten sich, mit den ermüdeten Pferden

weiter zu fahren. Nur durch inständiges Bitten, große Versprechungen und reiche Bezahlung konnten sie von ihrem Vorsatz abgebracht werden. Erleichtert atmeten die Flüchtlinge auf, als die Wagen weiter fuhren.

Da kamen sie an den Fluß, welcher die Stadt in zwei Teile trennt. Am Eingang der Verbindungsbrücke erhob sich ein hoher Turm, der auf einem engen, düstern Torbogen aufgebaut war. In diesen fuhren sie ein; das Rollen der Räder widerhallte mächtig an dem Gewölbe. Plötzlich scheuen die Pferde, ein umgestürzter Wagen hindert den Weg. Zugleich brechen fünf bis sechs Männer aus dem Dunkel hervor und mit vorgehaltener Pistole rufen sie ein donnerndes Halt, indem sie gleichzeitig die Pferde an den Zügeln festhalten und die Wagentüre öffnen und den Insaßen befehlen, auszusteigen. Umsonst begehren die Leibjäger von ihren Waffen Gebrauch zu machen; der König untersagt es.

Die Pferde wurden gewendet und die Gefangenen ins Haus des Bürgermeisters geführt. Umsonst versuchte der König, seine wahre Stellung zu verleugnen, umsonst flehte er, dass man ihn ziehen lasse. Auch die Königin machte vergebliche Anstrengungen, die Bürgermeisterin und durch sie den Bürgermeister zu ihren Gunsten zu stimmen.

Unterdessen wurden die Sturmglocken geläutet und die Nationalgarden aufgeboten. Während die Königin in stiller Ergebung sich dem unabwendbaren Schicksal unterwarf, hoffte der König noch immer darauf, daß die Truppen Bouillés zu seiner Befreiung eintreffen würden. Aber Stunde um Stunde verfloß in vergeblichem Warten; statt der erhofften Regimenter erschienen die Nationalgarden, die ihn nach Paris zurückführten.

Nach Lamartine.

57. Der Tuileriensturm.

I. Im Hause Dantons.

Die Nacht des 9. August kam heran und brachte in die Einwohnerschaft von Paris Aufregung und Herzbeklemmung. Die Türen und Fenster der Häuser waren sorgfältig geschlossen und drinnen flüsterte man voll Bangigkeit: „Was wird geschehn?“ Mit scheuer Stimme sprach man von entsetzlichen Mordtaten, die im Jakobinerklub geschehen seien.

In der Kapuzinergasse saßen die beiden Frauen Gabriele

Danton und Lucile Desmoulins beisammen. Jene kauerte auf einem Stuhl, leise vor sich hinweinend, diese, an allen Gliedern zitternd, murmelte immer nur das eine Wort: „Wenn der Schlag mißlingt! O, mein Camille!“ Beim geringsten Straßengeräusch sprang sie auf, öffnete das Fenster und horchte in die sternenheitere Nacht hinans. Aber ihr Auge sah nur da und dort huschende Gestalten; ihr Ohr vernahm nichts, als einzelne, weithin tönende Rufe. Sie schloß das Fenster und versank wieder in Gedanken.

Plötzlich schauerten beide zusammen. Schwere, dumpfe Glockenschläge dröhnten durch die Luft und machten die Fenster erzittern. Heulendes Sturmgeläute erwachte, das von Turm zu Turm lief und, immer mächtiger anschwellend, Furcht und Grauen mit sich trug. Bebend schauen sich die Frauen an. Da knarrte die Treppe unter schweren, wuchtigen Schritten. Gabriele stand auf und stürzte dem eintretenden breitschultrigen Danton entgegen mit dem Rufe: „O, mein Georges!“ Sein breites Antlitz glühte und die lange Narbe, die ihm ein wilder Stier in die Wange gerissen, zuckte wie eine Flamme,

„Keine Furcht, liebes Frauchen“, tröstete er die Aufgeregte, „dem Danton geschieht nichts! Wer die Gefahr nicht fürchtet, der bändigt sie.“

„Aber, wo ist Camille?“ rief Lucile totenbleich. Sie wußte, daß er und Danton unzertrennlich waren, und daß dieser allein zurückkehrte, schreckte sie.

„Camille? Das ist ein wackrer Bursch! Habt ihr nicht gehört, wie er vom Franziskanerturm herab den Sturm durch die Gassen gerufen hat? Ja, der hat Mut; aber die andern?... Feiglinge, Hasenfüße! Der feingeputzte Robespierre läßt sich nirgends blicken und der blatternnarbige Marat steckt zu tiefst in seinem Keller.“ Und er brach in ein dröhnendes Gelächter aus, daß die Scheiben leicht erklirrten. „Aber Wein her, man muß sich stärken, die Arbeit wird heiß werden!“

Da ging die Türe auf und Camille Desmoulins, mit einem Gewehr an der Schulter, trat ein, von einem Freudenschrei seiner jungen Gattin begrüßt. Sein langes, schwarzes Haar wallte im Luftzug und auf seinen schönen Lippen lag ein glückseliges Lächeln, als er sie in die Arme schloß. Einen Augenblick nur; dann wendete er sich gegen Danton: „Auf, auf, sie zögern, du mußt noch einmal ihren Mut entflammen, dich hören sie, zu dir haben sie Vertrauen!“

Und die beiden Männer enteilten und ließen ihre Frauen wieder in Angst und Bangen zurück.

II. Der Kampf.

In der Morgenfrühe wälzte sich durch die Straßen ein ungeheurer Menschenstrom, auf dessen Wellen Piken, Gewehre, Eisenstangen und andere Mordinstrumente im Sonnenschein erglänzten. Auf seinem Grunde riß er dröhnende Kanonen und Pulverwagen mit und sein wildes Getöse erschütterte die Luft und machte die Erde beben. Er staute endlich vor dem Königschloß, um das er seine Fluten ergoß, daraus sich der glänzende Palast wie eine Insel erhob.

Auf den Treppen und an den Fenstern standen ernst und finster die Schweizer, das Gewehr bei Fuß. Mit den Händen und Hüten bedeuteten sie dem Volk, sich zurückzuziehen. Aber dieses hatte bereits den Hof überschwemmt, und die wilden, an der Spitze stehenden Marseillaner forderten die Posten auf, die Waffen niederzulegen. „Wir sind Schweizer“, rief der Feldwebel Blaser, „und legen unsere Waffen nur mit unserm Leben nieder!“ An der großen Treppe wurden plötzlich zwei Schweizer mit Hakenpiken an den Rockschößen erfaßt, in die Menge gerissen und unter allgemeinem Gelächter entwaffnet. Da erteilten die Hauptleute Zeisler und Kastelberg den Befehl, auf die Pikenmänner zu feuern. Sofort krachten die Schüsse von den Treppen, von den Fenstern, von oben, aus dem Keller. Die Aufrührer stoben in wilder Flucht auseinander, und eine große Anzahl Leichen lag auf dem Platze hingestreckt. Mit erneuter Wut kehrte das Volk zu neuem Angriff zurück. Eine halbe Stunde währte der Kampf. Da kam der verhängnisvolle Befehl des Königs, daß die Schweizer das Feuer einstellen und sich in die Kasernen zurückziehen sollten.

Langsam schlossen sie die Reihen und zogen durch die Gartenallee ab. Beim Anblick der Rotröcke knatterten die Gewehre von allen Seiten; die Schweizer mußten sich trennen. Eine Schar von 250 Mann kam in der Nationalversammlung an, wo sie die Waffen niederlegten, die andern wurden unbarmherzig auf dem Platze niedergemacht.

III. Nach dem Kampf.

Das Schloß wurde eine vollständige Beute der Menge. Die Gänge wiederhallten von den dröhnenden Schritten, von dem

Geklirr der Fenster und Wandspiegel, die man mit Bajonetten und Flintenkolben einstieß. Gellende Hülferufe und dumpfes Röcheln von Erdrosselten mischten sich mit dem Gejohle und den Flüchen der Plünderer. In Bächen floß das Blut durch die Säle, die Küchen- und Kellerräume, und beim Klang von Geigen und Klarinetten tanzten Männer und Frauen in dem schaurigen Blutbade.

Gegen Abend verlief sich der Strom, der am Morgen heraufgeflutet war. Auf seinem Grunde ließ er ein wildes Durcheinander von Glas- und Möbeltrümmern, zerissenen Bettstücken und Kleidern, zerschlagenem Küchengeschirr und verstreuten Speisen zurück. Vom Schloß, das an verschiedenen Orten angezündet worden war, stiegen schwarze Rauchwolken und lohende Flammen in den heitern Abendhimmel empor. Ihr flackernder Schein beleuchtete die blutigen und gräßlich verstümmelten und verkohlten Leichname, die auf jenem Trümmermeer lagen und über welchen eine schwarze Wolke von Mücken stand, die sich in die Wunden der Toten senkten.

In der nahen Schloßkapelle aber ertönte die schwere, dumpfte Orgel, auf welcher ein Unbekannter das Lied spielte: „Tag des Zornes, Tag der Rache!“ als sollte das letzte Gericht angekündigt werden. Nach Lenôtre und Taine.

58. Der König im „Temple“.

Das düstere, weitläufige Gefängnis blieb die letzte Wohnung der königlichen Familie. Mit ihr teilten es in treuer Anhänglichkeit die Erzieherin des zwölfjährigen Prinzen und die Fürstin Lamballe, die edle Freundin der Königin. Aber dieses freundschaftlichen Zusammenlebens konnten sie sich nicht lange erfreuen. In einer Nacht, als sie schon im ersten Schlafe waren, weckte sie ein ungewöhnliches Geräusch. Abgeordnete des Gemeinderates von Paris kamen, ihnen die sofortige Ausweisung der beiden Frauen anzukündigen. Dieser Befehl, der unter so ungewohnten Umständen erteilt wurde, versetzte sie in Schrecken und Entsetzen. Unter Schluchzen umarmten sich die Frauen immer wieder, sodaß die Abgeordneten die Geduld verloren, und sie mit Gewalt trennten. Die Fürstin Lamballe, welche draußen in Ohnmacht fiel, wurde die Treppe hinabgeschleppt. Erst jetzt fühlte sich die Königin als Gefangene.

Die Aufseher über die Königsfamilie waren der Schuster

Simon, ein trunksüchtiger, arbeitscheuer Mensch, und Rocher, ein großer, finsterer Mann mit wilden Zügen, der schon einmal die geballte Faust gegen den König erhoben hatte. Sein scheusäliges Gesicht und der Tabak- und Weingeruch, der von ihm ausging, die immerwährende Rauchwolke, die aus seiner Pfeife stieg, flößten Furcht ein. Mit der Rohheit verband er die tückische Absicht, seine Gefangenen zu quälen. Um sie mit dem Gedanken einer neuen, plötzlichen Trennung zu schrecken, ließ er bei Nachtzeit den Säbel auf den Fliesen rasseln oder schüttelte den schweren Schlüsselbund. Er blies der Königin die Rauchwolken ins Gesicht und stellte sich, mit dem Hut auf dem Kopfe, dem König in den Weg, wenn dieser an ihm vorbeiging. Wenn die Kinder im Hofe spazierten, schrieb er Todesdrohungen gegen sie an die Mauern. Der König und die Königin hätten gerne auf die Ausgänge verzichtet, aber um ihren Kindern die Wohltat der frischen Luft und des Sonnenscheins zu verschschaffen, nahmen sie alle rohen Kränkungen gelassen hin.

Als dem König die Abschaffung der Monarchie und die Aufrichtung der Republik gemeldet wurde, sprach er mit einem schmerzlichen Lächeln: „Mein Königtum ist vorbeigegangen, wie ein Traum. Gott hat es mir auferlegt, mein Volk entlastet mich davon. Ich beklage mich nicht, wenn nur Frankreich glücklich bleibt.“

Man forderte ihm nun auch den Säbel ab, den er als letztes Zeichen seiner ehemaligen Würde trug, „Sie sind jetzt nur ein Bürger wie die andern, Sie müssen auch wie die andern behandelt werden“, sprach der Aufseher zu ihm.

Da der König bei dem unvorhergesehenen Weggang aus den Tuilerien nur mitgenommen hatte, was er auf dem Leibe trug, schickte man ihm 100 Louis d'or; das war ein Almosen der Republik an den in Dürftigkeit gefallenen König.

Gegen Ende September, eben als die Abendmahlzeit beendet war, brachten sechs Beamte einen Beschluß des Stadtrates, der die Familie trennte. Umsonst flehten die Unglücklichen, ihnen doch den letzten Trost zu lassen, den, mit einander leiden zu dürfen. Der König riß sich endlich aus den Armen der Gattin und Kinder los und folgte seinen Wächtern in den großen Turm. Noch waren die Arbeiter mit der Herstellung des Gemaches beschäftigt, das er von nun an bewohnen sollte. Unter Holzabfällen und Mauerschutt, unter Brettern und Backsteinen standen ein Stuhl und ein

Bett, auf das er sich in seinen Kleidern hinwarf, es mit den ersten Tränen, die ihm der Kerker auspreßte, benetzend. Bis zum Tagesanbruch floh ihn der Schlaf und er hörte jede Ablösung der vor der Türe stehenden Wachen.

Auch die Königin hatte die Nacht klagend zugebracht. Als die Aufsicht führenden Stadträte am Morgen erschienen, waren sie bestürzt über die Blässe ihrer Lippen, die Tränenfurchen auf ihren Wangen, die grauen Streifen, die man plötzlich in ihren Haaren entdeckte. Sie warf sich ihnen unter herzzerbrechendem Schluchzen zu Füßen und flehte um die Gnade, den König jeden Tag wenigstens einmal während der Mahlzeit sehen zu dürfen. Die Starrheit ihrer Augen und die Hartnäckigkeit, mit der sie alle Speisen zurückwies, da sie lieber Hungers sterben, denn getrennt von ihrem Gatten leben wollte, machte die Beamten stutzig. Sie waren für das Leben der Gefangenen verantwortlich und wenn sie durch einen freiwilligen Tod dem Schaffot entgingen, würde man nicht ihnen die Schuld beimessen?

„Nun gut“, sagte einer, „heute könnt ihr zusammen speisen, für die kommenden Tage wird der Rat entscheiden.“ Bei diesen Worten verwandelte sich die Klage in Frohlocken. Mit ihren Kindern im Arm stürzte sich die Königin auf die Kniee, um dem Himmel zu danken. Den Beamten traten die Tränen in die Augen, selbst der rohe Schuster Simon konnte die Zähren nicht unterdrücken. „Ich glaube, diese verdammten Weiber bringen mich noch zum Weinen“, sagte er; aber, wie wenn er sich seiner Schwachheit schämte, wandte er sich rasch gegen die Königin: „Am 10. August haben Sie nicht geweint, als sie das Volk ermorden ließen.“ — „Man hat das Volk über uns getäuscht!“ entgegnete sie.

Der Bericht der Aufseher an den Stadtrat bewirkte, daß der bescheidene Wunsch der Gefangenen auch für die künftigen Tage erfüllt wurde. Aber zwei Beamte überwachten während der ganzen Zeit ihres Beisammenseins ihre Handlungen und Reden. Sie durften nicht leis oder in einer fremden Sprache zu einander reden. Als einmal die Schwester des Königs diese Vorschrift vergaß, herrschte sie einer derselben mit den Worten an: „Entweder reden Sie laut, oder schweigen Sie; denn das Volk muß alles hören.“

Dies kärglich zugemessene Glück dauerte bis zur Verurteilung des Königs.

Nach Lamartine.

59. Die Verurteilung des Königs.

Als der Tag der Verurteilung erschien, bot Paris einen drohenden Anblick dar; die Jakobiner verlangten gebieterisch den Tod des Königs und mit Gewalt unterdrückten sie jede andere Meinung.

Bei beginnender Nacht versammelte sich der Konvent. Vor dem Ratgebäude erbrauste dumpf ein Menschenstrom, der aus allen Straßen und Gassen zusammengeflutet war. Kanonen waren aufgepflanzt, an denen die Kanoniere mit brennenden Lunten standen, um auf jeden Befehl die totbringenden Kugeln in den Saal zu schleudern, wenn der Konvent den Erwartungen der Jakobiner entgegen urteilen würde. Klirrende Waffen hielten alle Türen besetzt.

Diesen gefahrvollen Weg mußten die Abgeordneten gehen, um zum Sitzungssaal zu gelangen. In regelmäßigen Abständen waren Männer aufgestellt, welche der Menge die Konventsmitglieder: die Zweifelhaften und Schüchternen, die, welche für den Tod, und welche dagegen waren, mit Namen nannten. Als Marat und Robespiere, Danton und Camille Desmoulins erschienen, öffneten sich die Reihen achtungsvoll: ihre Gegner aber wurden mit Todesdrohungen überschüttet, denen die erhobenen Fäuste und geschwungenen Säbel Nachdruck verliehen. Ein ehemaliger Freund Voltaires wurde an seiner Kleidung gefaßt, zwanzig Säbelspitzen, bereit auf jeden Wink sich in seine Brust zu graben, waren gegen ihn gerichtet. Der Graf, der in einem gebrechlichen Körper ein unerschrockenes Herz trug, entfernte mit seinen Händen die Säbelklingen und, zuversichtlich auf seine Herausforderer schauend, sagte er: „Ich werde nicht für den Tod stimmen und ihr werdet mich nicht töten. Ihr sollt in mir das Gewissen, die Freiheit und das Volk achten.“ Und er ging unversehrt hindurch.

Im Innern des Saales warfen die Lampen auf den Schreibtischen und der große Leuchter in einzelne Stellen helle Lichter, während andere in der Dunkelheit blieben. Die Tribünen, die terrassenartig bis zu den Sitzen der Abgeordneten herabstiegen, waren mit Zuschauern vollgesteckt. In den vordern Reihen saßen viele junge Frauen, die höhern nahmen Männer in ihren Arbeitskleidern ein: Maurergesellen, Metzgerknechte, die ihre blutigen Schürzenzipfel am Bande festhielten. Viele aber, denen die Tribünen keinen Platz mehr gestatteten, stiegen

in den Saal hinunter und mischten sich unter die Abgeordneten. Diese standen in Gruppen beisammen und unterhielten sich in leisem Gespräch, oder lehnten mit ausgestreckten Beinen in ihren Stühlen, mit Mühe den Schlaf abwehrend. Andere schrieben auf ein Papier, was sie zu sagen wünschten, strichen durch, schrieben wieder und plötzlich ertönte der Ruf des Weibels, der sie zur Abgabe ihrer Stimme aufforderte. Bei jedem Aufruf trat Stille ein; aller Augen richteten sich auf den Abgeordneten, aus dessen Lippenbewegung man abzulesen suchte, ob er für den Tod oder für die Verbannung spreche.

Die ersten Stimmen sprachen sich gleichmäßig für beides aus. Dann kamen die Girondisten, die glänzenden Redner, und ihr erster, der am Tage vorher mit allen Kräften gegen den Tod gesprochen hatte, gab nun seine Stimme für denselben ab. Robespierre lächelte boshaft und Danton äußerte verächtlich, sie könnten ihren Mut nur in Reden zeigen. Sein Beispiel aber bewirkte, daß viele Schwankende bewogen wurden, auch für den Tod zu stimmen.

Zuletzt kam noch der Herzog von Orleans*, ein Vetter des Königs, an die Reihe. Als er aus dem Dunkel ans Licht hervortauchte, ging eine Bewegung durch den Saal. Man erwartete, daß er gegen den Tod sprechen, oder wenigstens keine Stimme abgeben würde; selbst die Jakobiner hätten ihn entschuldigt. Ein Entsetzen erfaßte alle, als er mit lauter Stimme sich für den Tod entschied. Im ganzen Saale zeigte ihm kein Blick und keine Handbewegung den leisesten Beifall und verwirrt stieg er von der Bühne.

Endlich erhob sich der Präsident, um das Resultat zu verlesen. Er war blaß; das Papier mit den Abstimmungszahlen zitterte in seinen Händen. Die Versammlung zählte 721 Stimmende; 334 waren für Verbannung und Gefängnis; 46 für den Tod mit Aufschub und 341 für sofortigen Tod. Mit 53 Stimmen war also das Todesurteil gefällt.

Nach Lamartine.

60. Tod der Königin.

Am Abend vor der Hinrichtung (16. Okt. 1794) schrieb die Königin ihr Testament. Dann schlief sie einige Stunden

* Er strebte im geheimen selbst nach der Krone.

ruhig. Beim Erwachen legte sie das schwarze Gewand, das sie seit dem Tode des Königs getragen, ab und kleidete sich in Weiß zum Zeichen ihrer Unschuld auf Erden und ihrer Freude auf den Himmel. Ein weißes Halstuch deckte ihre Schultern und eine weiße Haube ihr Haar. Ein einzig schwarzes Band, welches das Häubchen über den Schläfen festhielt, erinnerte an ihre Witwentrauer.

Alle Fenster, Dächer, Bäume waren mit Zuschauern angefüllt. Ein Schwarm von Frauen, die man gegen die „Österreicherin“ aufgehetzt hatte, drängte sich um das Gittertor. Ein kalter, bleigrauer Nebel wallte über der Seine und ließ da und dort einen Sonnenstrahl über die Türme von Paris gleiten.

Um elf Uhr traten die Polizisten und die Scharfrichter ein. Sie schnitt mit eigener Hand das Haar ab und festen Schrittes verließ sie den Kerker. Als sie von der Treppe in den Hof hinaustrat und den Schinderkarren erblickte, hielt sie einen Augenblick an, als ob sie zurückkehren wollte; sie machte ein Zeichen des Erstaunens und des Abscheus. Sie hatte gehofft, daß sie, wie der König, in einem geschlossenen Wagen zum Sterbeplatz geführt würde. Aber schnell bezwang sie sich; sie neigte das Haupt in Ergebung und bestieg den Wagen, der unter den Rufen: „Es lebe die Republik! Platz der Österreicherin! Nieder mit der Tyrannei!“ aus dem Hofe rollte.

Ihre Hände waren gebunden und gegen die Erschütterungen des Wagens konnte sie keine Stütze finden. Mühsam suchte sie ihre königliche Haltung zu bewahren. „Das sind keine Versailler Kissen!“ rief man ihr zu.

Das Volk fand seine Freude daran, sie mit Worten und Geberden zu demütigen; abwechselnd stiegen Zornesröte und Leichenblässe in ihre Wangen. Bisweilen biß sie sich auf die Lippen, um einen quälenden Schmerz zu unterdrücken.

Trotz der Sorgfalt, die sie zu ihrer Kleidung getragen hatte, waren die Armseligkeit ihres Rockes, das grobe Leinenzeug und der gemeine Stoff, die zerknitterten Falten eine Entwürdigung ihres königlichen Standes. Die Haarlocken, die unter der Haube hervordrangen, flogen im Windwehen um ihre Schläfen.

Als der Wagen eine Brücke überschritten hatte, kam man in einen Stadtteil, wo die Bevölkerung ruhiger, ernster, ja

bestürzt war. Auch sie wurde nun gelassener und ihre Augen schweiften über die Häuser, über die republikanischen Inschriften und die ganze Stadt, die seit ihrer sechszehnmonatlichen Gefangenschaft ein ganz verändertes Aussehen angenommen hatte.

Aber ihre Gedanken waren nicht bei diesen äußern Dingen. Sie suchten ein Zeichen des Grußes, das ihr ein Knabe geben sollte. Als sie es erblickte, senkte sie das Haupt. Ein verkleideter Priester erteilt ihr, ungesehen von der Menge, von einem Fenster aus den letzten Segen. Da ihre Hände gebunden waren, machte sie mit drei Bewegungen des Hauptes das Kreuz auf ihre Brust.

Man hielt beim Eingang in den Tuileriengarten einige Augenblicke. Da wandte sie den Blick nach dem Schloß, das ihre Größe und ihren Fall gesehen. Einige Tränen entflossen ihren Augen; ihre ganze Vergangenheit kam noch einmal zu ihr in der Stunde des Todes.

Noch einige Umdrehungen der Räder — sie war am Fuße der Guillotine.

Man stützte sie, als sie den Karren verließ und hoheitsvoll stieg sie die Stufen des Gerüstes hinauf. Aus Unachtsamkeit trat sie dem Henker auf den Fuß. „Verzeihen Sie mir!“ sagte sie mit demselben Ton der Stimme, mit dem sie zu einem ihrer Hofleute gesprochen hätte. Sie kniete einen Augenblick nieder und betete halb leis. Dann stund sie auf, schaute zu den Türmen des „Temple“ hinüber und rief: „Lebt wohl, meine Kinder, ich gehe zu eurem Vater!“

Der Henker zitterte mehr als sie, und ein Schauer durchflog ihn, als er mit zögernder Hand das Fallbeil löste. Das Haupt der Königin fiel, während ein langdauerndes Geschrei: „Es lebe die Republik!“ ertönte. Nach Lamartine.

61. Die Verhaftung Dantons.

Durch die enge, düstere Gasse mit dem Namen „der Strickträger“ weht heulend der Märzwind. Er rüttelt an den Fenstern einer großen, geräumigen Stube; auf dem Tisch in der Mitte wirft ein Kerzenlicht seinen matten Schein auf die Wände. Eine unheimliche Stille herrscht darin; nur das eintönige Tick-Tack der Kuckucksuhr kündigt die enteilenden Sekunden an. Am Tisch sitzt eine junge, in Weiß gekleidete Frau, die,

obschon mit einer Näharbeit beschäftigt, von Zeit zu Zeit das kummerbeschattete Antlitz nach dem Kamin herumwendet, in dessen Nähe ein riesenhafter Mann auf einem Stuhle sitzt. Er hat den Ellenbogen auf seine Kniee gestützt; sein mächtiges Haupt ruht sorgenvoll in seiner Hand. Dann und wann jagen ihn die Gedanken auf; dröhnend durchschreitet er die Stube, um sich, wenn er die ängstlichen Blicke seiner Frau auf sich ruhen fühlt, wieder auf den Stuhl niederzulassen, wo er in seine frühere Stellung versinkt. Manchmal faßt seine rechte Hand den Feuerhaken, den sie, vor Aufregung zitternd, heftig in die Kohlen stößt, daß die Flammen grell aufzucken, und ein breites narbenzerrissenes Antlitz beleuchten. Es ist Danton. Der wilde Urheber des Tuileriensturms und der Septembermorde fühlt sich von den Jakobinern verlassen, die jetzt seinem Gegner Robespierre Gefolgschaft leisten.

Plötzlich ertönt Lärm auf der Treppe: Schwere Soldatentritte . . . Flüche . . . Geschrei . . .

Danton springt auf und ruft: „Man holt mich!“ Das junge, fast mädchenhafte Weib stößt einen gellenden Schrei aus und schreckenblaß umarmt sie den Gatten. Sie kann es nicht fassen, daß der gewaltige Danton, der in Sturmestagen Paris beherrscht hatte, ihr entrissen werden könne. Eine letzte Hoffnung flimmert in ihr, sie sucht ihn und sich zu trösten: „Sie wagen es nicht!“ Da wird die Türe aufgerissen; Robespierres Schergen treten ein und verhaften Danton, der sich wie willenlos binden läßt.

In der engen Gasse unten leuchten die Fackeln der das Haus umstellenden Wachen. Aus den Fenstern der Nachbargebäude schauen bleiche, verstörte Gesichter in Angst und Beben. Ein scheues Flüstern geht fragend von Fenster zu Fenster: „Was gibts? Was ist geschehen? Wer ist's?“

Da treten die Häscher aus Dantons Haus, in ihrer Mitte der hohe, breitschultrige Mann mit dem gewaltigen Nacken und dem wallenden Haar. Erhobenen Hauptes und festen Schrittes geht er zwischen seinen Wächtern einher. Die begleitenden Fackeln malen auf den weißen Mauerflächen seinen hohen, beweglichen Schatten und ihr Schein glüht in seinen, unter buschigen Brauen verborgenen Augen, wie ein Feuer im Dorngebüsch. Da kommt der Zug zu einer Straßenbiegung; noch einmal wendet sich Danton um und mit seiner lauten Stimme ruft er: „Leb wohl! leb wohl!“ Nach Lenôtre.

62. Die Schwestern.

Lesebuch I. Teil. Seite 51.

63. Lucile Desmoulins.

Die Nacht ist kalt, es schauert der Tod
Und blutig kommt das Morgenrot;
Es nahte der finstern Männer Schwarm;
Sie rissen ihn fort aus meinem Arm.
Ich irre, ich suche, ich find ihn nicht —
Sie schleppen ihn fort zum Blutgericht.
  Mir wanken die Knie!

Die Seine wacht auf mit dem jungen Tag,
Beim Gesang der Schiffer, beim Ruderschlag.
Die Kuppel von Notre-Dame erhellt
Ein Gruß des Lichts aus der ewigen Welt.
Doch meine Seele ist überwacht
Und flieht das Licht und wünscht sich die Nacht,
  Das ewige Dunkel.

Ist's möglich, daß solch ein Glück vergeht,
Ein Leben in flücht'ger Minute verweht,
Daß eine feindliche Macht entringt,
Was die Seele mit tausend Armen umschlingt?
Dort bringen sie ihn bei Fackelschein!
Ihr finstern Männer, o haltet ein!
  Ich fleh' auf den Knieen!

Camille, Camille! — ich rufe dich!
Er streckt die Arme aus gegen mich;
Er schüttelt das Haupt und senkt es stumm;
Er geht und kehrt sich noch einmal um.
Im bleichen Antlitz wohnt der Tod;
Ja, blutig kommt das Morgenrot —
  O Hilfe, Errettung!

Es wölbt sich der Himmel zur Totengruft;
Es regt sich kein Arm, es schläft die Luft,
Wo das Messer zuckt, da ist's tot und still —
Ich komm, ich folge dir, Camille!

Wir gehen zusammen den letzten Gang:
Zwei Köpfe im Korbe — ein herrlicher Fang!
O freue dich, Henker!

Was schaut ihr Männer mir ins Gesicht?
Ich bin bei Sinnen, o zweifelt nicht!
Versiegt ist meiner Tränen Quell —
Führt mich zum Tode, nur schnell, nur schnell!
O meine Jugend ist nur Trug —
Ich habe gelebt genug, genug!
Ich wünsche zu sterben!

Rudolf v. Gottschall.